

**Ersteinstägig**  
nachmitt. mit dem Ansatze  
der Sonn- und Festtage.

**Abonnementpreis**  
monatlich 50 Pf.  
vierteljährlich 1.50 Mk.  
jährlicher 3.50 Mk.  
prämium frei ins Haus.  
wird die Post bezogen.  
1.05 Mk. zinkl. Bezugsgeb.

**„Die Neue Welt“**  
(Unterhaltungsblatt),  
durch die Post nicht bezugbar,  
kostet monatlich 50 Pf.  
vierteljährlich 1.50 Pf.

Telephon Nr. 1047.  
Eisenmannstraße.  
Postblatt Halle/Saale.

# Sozialdemokratisches Organ

**Infectionsgebühr**  
betragt für die Gasflasche  
bestimmte oder deren Raum  
1.00 Pf. für Wohnraum,  
1.50 Pf. für Geschäftsraum  
Samstag-Abend 10 Pf.  
Zur Bekämpfung des Gases  
kostet die Stelle 75 Pfennig.

**Inlerate**  
für die fällige Nummer  
müssen spätestens im Vor-  
mittage nach 10 Uhr in der  
Expedition eingekommen  
sein.

Eingetragen in die  
Postzeitungs-Liste  
unter Nr. 7584

Sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld,  
Baumburg-Weißenfels-Beitz, Wittenberg-Schmeinitz, Torgau-Liebenwerda und die Mansfelder Kreise.

Redaktion: Geisstr. 21. Bot 2 Cr Expedition Geisstr. 21. Bot part. r.

## Der Arbeiter als Arbeitgeber.

I.

Halle, 13. August.

Unter diesem Titel veröffentlicht Bruno Pösch, der Redakteur der „Sozialdemokratischen Zeitung“, die in den Gemeindebetrieben beschäftigten Arbeiter in der Sozialen Praxis folgenden Aufsatz:

In Krankenfällen, gewerkschaftlichen Organisationen, Konsumvereinen u. s. w. ist schon heute eine nicht unerhebliche Anzahl von Personen berufsmäßig mit der Erledigung der notwendigen Arbeiten beschäftigt. Der Arbeiter ist damit zum Arbeitgeber geworden und zweifellos wird die Zahl dieser Angestellten zusehends noch bedeutend wachsen. Und bringen aber in letzter Zeit vielfach Klagen dieser Arbeitgeber an die Öffentlichkeit, daß sie ungenügend bezahlt, schlecht behandelt und mit Arbeiten überlastet werden. Hier und da haben sich die Verhältnisse schon ziemlich zuspitzigt und die Arbeitgeber sind zur Gründung von beruflichen Organisationen gezwungen, um ihre Interessen gegenüber ihren Arbeitgebern, den Arbeitern, zu wahren. Daher ist es wohl angebracht, die Frage zu erörtern, ob diese Klagen wirklich berechtigt sind. Die Erörterung dieser Angelegenheit muß diese und jene Stelle vielleicht nicht gerade angenehm berühren. Trotzdem ist es notwendig, soll nicht die schon heute gespannte Stimmung sich noch mehr verschärfen und es zu äußerst unliebsamen Differenzen kommen.

Der Arbeiter ist der schlechteste Arbeitgeber! Dieses Wort kann man in den Kreisen der Arbeitgeberinnen sehr oft zu hören bekommen. Und es ist nicht übertrieben, sondern entspricht beinahe ohne Ausnahme den tatsächlichen Verhältnissen.

Betrachten wir uns zunächst einmal die Bezahlung der Arbeiterbeamtinnen, sehen wir z. B. was ein besoldeter Gewerkschaftsleiter zu thun hat. Weitaus am meisten in dem Jahrbuch der nationalsozialen Patria die Tätigkeit eines derartigen Beamten folgendermaßen:

„Da soll ein solcher Beamter eine umfangreiche Tagesvorberedung erledigen, mündliche Rechtsbehörden erteilen, Kontrollbesuche machen, Besprechungen arrangieren, Konferenzen einberufen, Einberufen, Klagen schreiben, Verträge vorbereiten, Streitigkeiten schlichten, Lohnangelegenheiten leiten, Unternehmern aufsuchen und mit ihnen unterhandeln, aufstrebende Zeitungsartikel veröffentlichen, alle Neuen ermöglichen, statistische Auskünfte erteilen, neue Vorführer und Zeitungen leiten, Angriffe der Gegner parieren, Zuspätkommen in eigenen Wagen besorgen, Karte anfertigen, Gutachten abgeben, eingehende Gelder verbuchen, Abenderrundungen leiten u. s. w.“

Es ergibt sich hieraus wohl zur Genüge, daß derartige Posten nur intelligenten Personen vorsetzen können, die nicht nur über ein angemessenes Wissen verfügen, sondern auch vor allem die Gabe der Initiative besitzen müssen. Ihre Tätigkeit vollzieht sich nicht schablonenmäßig, sondern fast jeder Fall ist anders gelagert. Wir wollen nicht unterfragen, welche Gehälter Personen beziehen, die in Privat-Unternehmungen im Staat und der Kommune eine ähnliche Tätigkeit ausüben. Best steht aber, daß Staat und Kommune Gehälter von 3000,

4000 und 5000 M. an Beamten zahlen, an die in geistiger Beziehung vielfach nicht die Anforderungen gestellt werden, wie an tüchtige leitende Gewerkschaftsbeamte. Ihre Tätigkeit bewegt sich sehr oft nicht nur in bestimmter Schablone, sondern sie ist auch nicht im entferntesten so anstrengend und aufwendig wie die eines Gewerkschaftsbeamten. Diese Beamten müssen eine schärfere Vorbildung, ein fortwährendes Studium haben auf Grund ihres Berufsstandes; als vielfach dieser oder jener Arbeiterbeamtin; ihre vielfachen geistigen Leistungen sind aber vielfach nicht gleichwertig mit denen des tüchtigen Gewerkschaftsleiters. Wie werden nun diese Arbeiterbeamtinnen bezolde? 1500, 1800 eventuell 2000 M. jährliches Gehalt gewährt man ihnen. Nur wenige Organisationen bezahlen mehr.

Wodurch ist diese ungenügende Bezahlung erklärlich? Sie ist vor allem zu suchen in der erheblichen Unterschätzung der geistigen Arbeit, wie sie leider der Durchschnittsarbeiter beizigt. Der Durchschnittsarbeiter betrachtet geistige Tätigkeit sehr oft für minderwertiger als physische, höchstens will er sie mit dieser auf eine Stufe stellen. Er legt auch bei der Bezahlung der geistigen Arbeit den Maßstab der physischen Leistung an.

Das mag der politische Führer, der die Masse nur aus der Vogelerspektive kennt, nicht wissen; der Gewerkschaftsbeamte dagegen, der mit der Masse in ständiger Berührung bleibt, findet die obige Behauptung fast tagtäglich bestätigt. Die Masse unterschätzt nicht nur die geistige Arbeit der Führer, sondern auch die ihrer Gegner. Dafür ein Beispiel. In einer Sitzung, der der Schreiber dieses färglich beizuohnte, meinte ein Vertrauensmann in Bezug auf die Bezahlung des leitenden Ingenieurs eines Werkes, das mit vielen Millionen arbeitet, daß dieser ja schließlich so viel Gehalt beziehen könne wie er, da er ja doch irgend welche schwere Arbeit nicht leiste, sondern nur mit der Feder und Stift arbeite! Solche Anschauungen sind keineswegs vereinzelt, sondern sie bilden in weiten Kreisen noch vielfach die Regel. Daß geistige Tätigkeit auch erwerbend, ja nennenswerten wirken kann, glaubt der Durchschnittsarbeiter vielfach nicht. Gering gibt es auch große Arbeiterkreise, in denen nicht eine derartige Wertschätzung und Unterschätzung der geistigen Arbeit aufzuweisen ist. Die Buchdrucker, Bildhauer u. s. f. kennen diese Erscheinung nicht, was man daraus erkennen kann, daß ihre Tätigkeit zum großen Teil selbst auf geistigen Gebiet liegt. Diese Kreise sind es denn auch, welche die Elite-Truppen für die freien Volkshilfen und verordnete Beirathungen liefern. Am allgemeinen ist es aber Tatsache, daß die geistige Arbeit nicht nur unterschätzt, sondern von großen Arbeitsschichten geradezu mißachtet wird.

Man befindet sich in der Annahme, daß die physische Tätigkeit der Arbeitermassen in der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung das eigentliche Ausschlaggebende sei; die geistige Arbeit dagegen etwas Nebenbedeutendes wäre. Die gewaltigen Fortschritte der Technik, der Oekonomie, der Wissenschaft u. s. w., welche das vergangene Jahrhundert zu verzeichnen hat, schreibt man der physischen Tätigkeit und nicht der geistigen Arbeit zu. Es ist nicht zu verkennen, daß zu dieser Erscheinung namentlich auch die vielfach falsch verstandene materialistische

Geistlichausbildung beigetragen hat. Jahre hindurch haben untergeordnete Agitatoren den Massen gelehrt, daß die Person bei der Kulturveredelung der menschlichen Gesellschaft gar keine Rolle spielt, sondern daß alle Fortschritte in den jeweiligen materiellen Verhältnissen zu suchen wären. Nach heute kann man vielfach von Führern minderen Ranges zu hören bekommen, daß bei der Belegung irgend welcher Stellen im Staat, Kommune, Organisation es nicht auf die Person ankomme, sondern man jede beliebige Person dazu nehmen könne.

Diese Lehren müßten natürlich bei den Massen zur Degradierung der geistigen Arbeit führen, und es ist eine Ironie der Geschichte, daß die Arbeiterbeamtinnen diese Lehren an eigenen Leibe jetzt zu spüren bekommen. Daher liegt es auch nicht nur im Interesse der Arbeiterbeamtinnen, gegen diese Herabsetzung der geistigen Arbeit Front zu machen, sondern im Interesse der menschlichen Kultur. Weil man also die Bedeutung der geistigen Arbeit unterschätzt, deshalb befolgt man auch die Arbeiterbeamtinnen schlecht. Daß die geistige Bezahlung ihrer leitenden Beamtinnen für die Entwicklung der Organisation von ungeheurer Bedeutung ist, wird beinahe überall heute in der deutschen Arbeiterbewegung von der Masse nicht anerkannt. Darunter leidet auch, zum eigenen Schaden der Arbeiter, diese und jene Organisation, indem man Personen mit der Leitung beauftragt hat, die gar nicht dazu befähigt sind.

Dann aber kommt hinzu, daß vielfach auch der Reib es ist, der die ungenügende Bezahlung der Arbeiterbeamtinnen erklärlich macht. Wie werden ja auch nicht besser bezahlt, wir haben ja auch keine Ferien und sind nicht pensionsberechtigt; so antwortet man auf die Wünsche der Arbeiterbeamtinnen. Man hält ihnen vor, daß sie ja doch von Hause aus nur Züchtler, Schloffer u. s. w. wären und daher auch gar kein Recht auf bessere Bezahlung usw. hätten. Man giebt ihnen bei jeder Gelegenheit zu verstehen, daß sie ja doch nur durch ihre Gnade den „faulen“ Bollen eines Arbeiterbeamten befehdeten und wieder in ihrem Berufe thätig sein müßten, wenn die Arbeiter es wollten. Ferner kommt hinzu, daß um besoldete Stellen in der Arbeiterbewegung, Krankenkassen u. s. f. sich sehr oft Personen bewerben, denen jede Qualifikation dazu fehlt, obwohl sie sich für ungenügend fähig und befähigt halten. Bekommt diese Leute nicht die gewünschten Stellen, so suchen sie sich vielfach an den leitenden Beamten zu rächen.

Aber nicht nur unter der ungenügenden Bezahlung haben die Arbeiterbeamtinnen zu leiden, sondern auch unter einer ungenügenden Behandlung. Der Arbeiter macht als Arbeitgeber leicht dieselben Fehler, die er seinen Arbeitgebern tagtäglich vorhält. Die Arbeiter sind ebensoviele Engel wie unsere Unternehmer. Diese Erfahrungen gewinnen die Unternehmer sehr oft, und dieser Umstand ist es auch, nebenbei bemerkt, der viele Arbeiterbeamtinnen, namentlich Gewerkschaftsführer, zu Verneintem gemacht hat. Der Arbeiter verurteilt es mit vollem Rechte, wenn der Arbeitgeber ihm betreffs seiner Wünsche kein Gehör schenkt und nicht mit ihm oder seinen Vertretern verhandelt. Aber derselbe Arbeiter, der dieses scharf verurteilt, nimmt vielfach den gleichen feindlichen Standpunkt ein, sobald er als Arbeitgeber in Organisationen auftritt. Erst färglich mußten viele Arbeiterbeamtinnen diese tauartige Erfahrung wieder machen

## Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen überetzt von Leopold Holzner u. a.

Mit schöner, feuriger Gewärde fiel Lucas ein: „Kommen Sie mich vorstellen, lieber Freund! Nicht Sie reicher machen will ich, sondern die Arbeiter, von denen wir sprechen, die Untersten, die Opfer der ungerechten, entwürdigten, zur grauenhaften Galere gewordenen Arbeit will ich aus dieser Galere befreien. Sie haben aber so schön gelacht, daß die Arbeit die feine soziale Fälsch sein sollte; in diesem Augenblicke ist es mir möglich, klar geworden, worin das Ziel liegt, habe ich erkannt, daß die gerechte und glückliche Gemeinschaft der Zukunft nur durch die Neuordnung der Arbeit begründet werden kann, die allein eine gerechte Verteilung der Güter ermöglicht. Wie ein leuchtender Blitz hat mich die Gewißheit durchzuckt, daß hier das einzige Ziel für unser Volk und unser Werden liegt, daß das alte, morose, in allen Fragen kranke und schwebende Frankreich wieder erweckt werden kann auf dem Boden der Arbeit aller und für alle, die als höchstes Gesetz, als das Lebensprinzip, das die Welt beherrscht, anerkannt werden muß. Und das ist es, was ich hier veruchen will! Ich will wenigstens ein Beispiel geben, will die Neuordnung der Arbeit im kleinen versuchen, eine Fabrik auf Basis der Brüderlichkeit gründen, ein Modell der künftigen Gemeinschaft schaffen und es jener andren Fabrik entgegenstellen, die auf der Lohnfabrik begründet ist, jener alten Galere, wo der Arbeiter armeinit und entwürdig wird!“

Er fuhr fort, mit vor Begeisterung leuchtender Stimme zu sprechen, er entwickelte in großen Zügen ein Ideal, alles, was ihm seit der Lektüre des kleinen Buchs über Fourier gemeint hatte, seinen Traum einer Vereinigung von Kapital, Arbeit und geistiger Kraft. Jordan sollte das Geld beisteuern, Bonnaire und seine Kameraden ihre Arme, er selber das Hirn, das erfindet und leitet. Er hatte wieder begonnen, auf und ab zu gehen, er deutete mit erregter Geste auf die nahen Dächer von Beauchamp, dieses Reichtum wollte er retten, wollte er der Schande und dem Verbrechen entreißen, in welchem er seit

Drei Tagen verfallen sah. Je mehr er den Plan seines Verdingungsunternehmens auswirkte, desto mehr ergriffen ihn selbst Tränen und Bitterkeit. Seine Vision wandte sich ihm heraus, diese Vision, von der er erfüllt gewesen, ohne es zu wissen, deren Wesen zu erkennen er unruhoblen Geistes, mit leidbegleiteten Herzens gestrebt hatte. Nun sah er endlich klar, seine Bahn lag vor ihm. Er fand jetzt von selbst die Antworten auf die verneinenden Fragen, die ihm während seiner Schlaflosigkeit in der vergangenen Nacht aufgelaufen waren, ohne daß er sie hätte lösen können. Und vor allem wachte er seine Seele ganz den Klagen der Unglücklichen zu, die aus der leiberrfüllten Finsternis zu ihm gedrungen waren, er hörte sie jetzt deutlich, er eilte ihnen zu Hilfe, er wollte sie retten durch die verjüngte, verdedte Arbeit, die die Menschen nicht mehr in feindliche, einander gerichtsliche Klassen trennen, sondern sie zusammenfassen sollte zu einer einzigen brüderlichen Familie, in welcher sich alle ihre Kräfte für die Wohlfahrt aller vereinigen.

„Aber“, rief Jordan ein, „die Verwirklichung des Fourierschen Systems wäre noch nicht die Vernichtung des Lohnverhältnisses. Selbst bei den Stoffkäufern ändert es kaum mehr als den Namen. Man müßte bis zur Anarchie gehen, um es ganz zu befeitigen.“

Lucas mühte das zugehen. Und er nahm die Gelegenheit wahr, um eine Prüfung seines Gewissens anzustellen. Die Theorien des kollektiven Bonnaire, die Zukunftsbilder des Aristokratischen Vange erweckten in seiner Erinnerung. Die Diskussionen des Altes Morel, des Lehrs Herminie und des Doktors Novarre klangen ihm wieder in die Ohren, lezten sich fort ins Unendliche. Es war ein ewiges Chaos gegenüberlicher Meinungen; und nicht minder wurden ihm die Einwendungen lebendig, welche die Vorläufer, die Saint-Simon, Auguste Comte, Bronckow gegenüber erheben hatten. Warum ließ sich gerade an das System Fouriers unter so vielen andern? Er grante wohl einige erfolgreiche Verwirklichungen, aber er war sich nicht minder der Langwierigkeit der Veruche, der Schwierigkeit der Erlolge bewußt. Vielleicht weil er einen tiefverwurzelten Widerwillen gegen gewaltthätige Revolutionen empfand, weil er seinen menschlichen Standen aus die ununterbrochene Evolution legte, die die Gesetze der Natur hat, um ihre Aufgabe zu erfüllen. Die vollständige und plötzliche Anhebung des Eigentums, die er übrigens für unüberführbar

hielt, konnte nicht ins Werk gesetzt werden ohne schreckliche Katastrophen, deren schlimmste Folge wäre, daß nach mehr Glend und Verden entfallen würden. War es daher nicht das beste, die Gelegenheit zu ergreifen, die sich ihm bot, um ein praktisches Experiment zu machen, einen schöpferischen Versuch, dem sein eigenes Wesen entgegenstehe, der seiner angeborenen Herzensgüte, seinem Glauben an die Gutheit der Menschen, seiner warmen Liebe und seinem intimen Mitgefühl für die Unglücklichen so hohe Bedeutung beizulegen? Er war ungerührt von Begeisterung und Selbstmuth, durchglüht von Überwitz und freudiger Gewißheit, daß er den Erfolg erringen werde. Und wenn auch die Anwendung des Fourierschen Systems die Lohnarbeit noch nicht befeitigte, so war es doch eine bahnbrechende Vorarbeit, die zum endlichen vollen Siege führen müßte; Verwirklichung des Sozialismus, Abschaffung des Handels, Ueberwindung des Geldes, das die Kette aller Arbeit ist. Der Vierfreier der sozialistischen Theorien beachte sich nur auf die Mittel, aber alle sind einzig über das zu erwerbende Ziel, alle werden sich eines Tags in dem endlich errichteten Reich des Glücks einträchtig zusammenschließen. Und er wollte die ersten Schritte zum Fundament in den Grund senken, indem er alle Menschen um sich scharte, die guten Willens sind, indem sie die besten Kräfte vereinigte zum gemeinschaftlichen Werke, in der festen Ueberzeugung, daß kein besseres Anfang zum Besseren gemacht werden könne inmitten des furchtbaren Gemehls des Tages.

Jordan blieb stensich.

Fourier hat geniale Ideen gehabt, das ist nicht zu befechten. Aber er ist nun viel mehr als irgend Jemand, und wenn ihm auch noch einige beherrschende Anhänger geblieben sind, so sehe ich doch nicht, daß seine Religion im Begriffe wäre, die Welt zu erobern.

Der Katholizismus hat vier Jahrhunderte gebraucht, um einen Teil zu erobern“, erwiderte Lucas lebhaft. „Und dann halte ich mich nicht in allem an Fourier, er ist für mich nur ein Weiser, der in einer Stunde genialen Weltschmerz einen Vision der Wahrheit gehabt hat. Er ist übrigens nicht der einzige, andre haben das System überbetet, und andre werden es vervollständigen. Sie werden aber nicht leben wollen, daß die Evolution, die heute eilig vorwärts drängt, aus weiter Ferne herkommt, und daß unter gegenwärtigen Umständen

**Die Besondere Preßkommissionen gaben den Redakteuren der Arbeiterpresse auf ihre Forderungen gar keine Antwort oder lehnten es ab, dieselben mit ihnen zu verhandeln. Kann man sich überhaupt eine größere Verleumdung des eigenen Volkes denken? Der einstige Arbeiterbeamte gewinn dann aus solchen Vorkommnissen die Erkenntnis, daß sie in der menschlichen Natur wurzeln und nicht in einer bestimmten gesellschaftlichen Stellung.**

**Auch betreffs Ueberlassung mit Arbeiten haben die Arbeiterbeamten zu fragen. — Derselbe Arbeiter, der für sich den Achtstundentag fordert, verlangt oft von seinen Beamten eine 10 stündige Arbeitszeit, und obwohl die meisten Arbeiterbeamten aus Liebe zur Sache auf fast jede Forderung eingetret, gibt es doch sehr viel Willkürliche, die über die Forderung der Angestellten bei jeder passenden Gelegenheit herziehen. Nicht nur aber dienstlich sind die Arbeiterbeamten sehr oft überlastet, sondern auch ausgedehntlich verlangt man von ihnen die Erledigung aller möglichen und unmöglichen Sachen. Lehnt der Arbeiterbeamte dieses ab, so ermahnt ihm daraus sehr oft ein Kollege: „So was wird er denn eigentlich von uns befohlen, wenn er uns nicht einmal die Gefälligkeiten (Regelung von Erbschafts-, Steuer-, Miethsachen etc. — thun will?“ heißt es dann.**

**Unsere Behauptungen sind nicht übertrieben: mit großer Rechtigkeit könnte man Tugenden von Beweisen erbringen. Man erfährt hieraus auch wohl, daß das Leben der Arbeiterbeamten keineswegs so angenehm ist, wie es eine gewisse Presse hinwieder behauptet. Unter den Folgen der ungenügenden Bezahlung, schlechten Behandlung und Ueberlastung mit Arbeiten leiden natürlich nicht nur die Arbeiterbeamten persönlich, sondern auch ganz selbstverständlich die Körperlichkeit der Arbeiter. Wohl mehren sich die Anzeichen, doch hier und da eine Verbesserung der Arbeiterbeamten nach und nach zur Durchführung gelangt; aber es wird wohl noch manchen harten Kampf kosten, bis eine gerechtere Anerkennung der Tätigkeit der Beamten und der geistigen Tätigkeit im allgemeinen innerhalb der Arbeiterkreise Platz greift!**

**Wir bringen diese Auslassungen, die unter vielem Spreu ein Weizenkörnlein enthalten, zum Abdruck, nicht weil wir mit ihnen einverstanden sind, sondern weil die bürgerliche Presse so thut, als sei die Arbeiterzeitung mit diesen Auslassungen etwas ganz Schreckliches widerfahren. Was wir dazu zu sagen haben, soll in einem zweiten Artikel gesagt werden.**

## Der Parteitag in Lübeck.

Die Tagesordnung für die zwölfte Jahresversammlung unserer Partei nach Maß des Sozialengesetzes ist recht mager ausgefallen. Die Tagung würde kaum zu den bedeutendsten gezählt werden können, wenn die Form der Tagesordnung maßgebend wäre für den Inhalt und Gehalt der Debatten. Das ist sie jedoch keineswegs. Wir haben schon Parteitage mit rein gesellschaftlicher Tagesordnung gehabt, die sich schließlich zu den interessantesten ausgewachsen haben; die unsere Partei je abgehalten hat. Auch mit dem Lübecker Tag wird es so gehen. Er fällt in eine besonders lebhaft politische Zeit: der Zolltarif, der dem Volke eine unerhörte Belastung zu gunsten weniger Privilegierten andrückt, steht im Mittelpunkt der öffentlichen Erörterungen; mehr und mehr erkennen auch bisher indifferente Volkstheorien, welche Gefahren ihnen drohen, wenn durch die Vorkriegspolitik zu gunsten der Staat- und Schatzkassen die Volkswirtschaft weiter und die Arbeiterklasse weiter und weiter abwärts zu sinken beginnt, daß das Volk die Gefahr zu würdigen weiß und zur Abwehr gewillt ist; niemals war vor die Gelegenheit zu einer Klärung größerer Stills für die Sozialdemokratie günstiger als jetzt. Wo immer wir Parteiveranstaltungen gegen den Vortrugsverkehr abhielten, wo wir seinen Ursprung, seine Begleiterscheinungen und seine Folgen erörterten, da hatten wir die Teilnahme der gesamten Bevölkerung zu verzeichnen.

Mit der Schlußreden der Arbeiterzeitung und einigen anderen Parteiblättern meinen auch wir, daß der Parteitag zu dieser Angelegenheit Stellung nehmen muß, die Diskussion über den Zolltarif gehört auf seine Tagesordnung. Der gleichzeitig einberufene Lübecker Parteitag erkennt diese Notwendigkeit auch an; er wird über die Handelsverträge und die Interessen der Arbeiter in Döhring handeln, obgleich seine Tagesordnung, im Gegensatz zu der deutschen, durch andere wichtige Angelegenheiten (z. B. Revision des Parteiprogramms) sehr stark belastet ist. Man könnte einwenden, daß die deutsche Sozialdemokratie bereits auf den Tagen in Stuttgart und Mainz handlungspolitische Erörterungen gepflogen habe und in der Sache selbst einig sei. Aber einmal liegt nach der Veröffentlichung des Tarifs Material vor, das von früheren Tagen noch nicht zum Vorschein gekommen ist, und zweitens haben einige schriftstellerisch tätige und der Reichstagsfraktion angehörende Parteigenossen, wie

**Schippel und Calmer, letzten Ansichten vorzulegen lassen, die zu erörtern schon deshalb im Interesse der Partei liegt, weil unsere Gegner sich mit Vorliebe aus den Veröffentlichungen von Schippel und Calmer Waffeln gegen die Forderung der Gesamtpartei zu holen suchen. Wenn man nun aber auf die demonstrative Bedeutung eines Parteischlusses in dieser Frage an. Nachdem der Zolltarif erschienen ist, muß die Partei, die so gewiß insofern nicht unthätig gewesen ist, auf ihrer Repräsentanten-Versammlung ein weithinleuchtendes Signal entzünden, das Zeichen zu neuen entschlossenen Angriffen gegen die Apatanten der Junker und ihrer Helfershelfer.**

Der fünfte Punkt der vorgeschlagenen provisorischen Tagesordnung, die Behandlung der Wohnungsfrage, gewinnt, wie die Schluß-Rede mit Recht betont, außerdem erst eine über eine theoretische Erörterung hinausgehende Bedeutung, wenn die Beziehungen dieser Frage zu den wirtschaftspolitischen offenkundig gemacht werden; deshalb muß auch der Parteitag der Erörterungen auf dem Gebiete des deutschen Wirtschaftslebens, der Krise und den Krachs in Deutschland, seine Aufmerksamkeit zuwenden. Der Parteitag ist weder ein Gelegenheitskonzert noch eine Volksversammlung; dort soll weder mit nationalökonomischen Vorträgen für wissenschaftliche Reichthümer, sondern mit Klärungspunkten die Zeit verthan werden; die politische Direktion muß aber gegeben werden, die Aufmerksamkeit der Parteimitglieder auf die ihnen zunächst zur Lösung aufzuhängenden Probleme gelenkt werden. Die Parteitagserörterungen machen einen viel tiefer gehenden Eindruck auf die organisierten Arbeiter, als die Debatten in den Parlamenten. Und die Leitung der Partei mußte erwägen, daß schon aus der Tagesordnung Schlüsse auf die politische und materielle Situation des deutschen Proletariats gezogen werden. Die Gefahr liegt nahe, daß die aktuellen Erörterungen des Wirtschaftslebens unterdrückt werden, wenn man sie nicht offiziell behandelt. Gerade auch im Hinblick auf die Debatten, die sich in der Partei an den Namen Bernstein knüpfen, sind wir verpflichtet, die objektive Entwicklung der deutschen Volkswirtschaft zu betrachten und die daraus für das Verhalten des Proletariats zu ziehenden Schlüsse festzustellen. Erörterungen dieser Art können gewiß nach der bisherigen Praxis unserer Partei in der allgemeinen Debatte gelassen werden, die an den Bericht des Reichstages für wissenschaftliche Vorträge, die mehr oder weniger als selbständige Punkte auf die Tagesordnung zu setzen bestimmte Reiteren mit kurzen sachlichen Einleitungen zu beauftragen und so der Diskussion Plan und Ziel zu geben. Der Parteitag entscheidet definitiv über seine Tagesordnung; vielleicht holt er das Fehlende noch nach.

## Tagesgeschichte.

Salz 14. August.

### Die Beisetzungsfestlichkeiten

Der Leiche der Kaiserin Friedrich III. am Dienstag in Potsdam mit all dem üblichen höfischen Pomp vor sich gegangen. Die ganze kaiserliche Familie und das englische Königspaar waren zugegen. Sämtliche Hofchargen und offiziellen Würdenträger sowie Abordnungen zahlreicher Regimenter waren vertreten. Unter anderen waren mehrere Schwadronen von 2 Leibhuzaren-Regiment, dessen Chef die verstorbene Kaiserin gewesen ist, aus Danzig nach Potsdam gekommen. Der Kaiser trug während der ganzen Trauerfeier den Feldmarschallsstab in seiner Hand. Die Absperrungsmaßregeln für das Publikum waren in der schärfsten Weise durchgeführt, was besonders der Anwesenheit Edwards von England zugeschrieben wird. Sogar eine ganze Anzahl englischer Geheimpolizisten zu stellen bei der Beisetzung in Aussicht genommen. Man erwahnt in noch, daß auch Graf Waldersee im Zuge der Generalität zu ersehen war. Ihm soll der weite Weg besonders schwer gefallen sein.

### Gieb mir die Krone!

In einem Grabs-Nachruf, der das Unglaubliche an Vermählung des großen Lumpen und freiliebigen Selbstbeerdigung leidet, schreibt das freiliebige Berl. Tagbl. buchstäblich das folgende:

„Nur wenige Staatsmänner der Welt haben sich so in die enge Welt der Krone hineingeworfen wie im Auslandes erriet, wie Francesco Crispi — Francesco Crispi, den selbst sein Freund, Fritz Bismarck, einmal als „noch größerer“ als sich selbst bezeichnete. In der That — wie wäre auch ein Politiker dem Reich und der Verdächtigkeit entgangen, der es gewagt, im Lande der zügellosen Parteipresse eine Zeitung des Regime der Krone zu gründen, die mit der **Unvergleichlichkeit** **gekennzeichnet** **war**, der **ganzen** **Welt** **zu** **bringen**! **Inde** **trae** — **d** **arum** **die** **Wut** **der** **Kleinen** **wie** **der** **radikalen** **Brüderheiden**, **der** **Jorn** **der** **Zahllosen**, **die** **es** **ein** **gewaltigen** **Geiste** **nicht** **verzeihen** **konnten**, **eine** **mächtige** **Personlichkeit** **dahin** **geleit** **zu** **haben**, **wo** **bisher** **nur** **Intelligenz**, **Kaunen**, **nur** **ein** **beständiger** **Wohlsinn** **und** **ein** **ruhiger** **Verstand** **feierten**.“

volle Bewegung der neuen Gesellschaftsordnung war, die morgen geboren werden soll. Seit unserer Jugend macht das Volk, das jetzt immer höher und höher ins soziale Leben hinein, und es wird morgen Herr seines Schicksals sein, auf Grund des Geistes, der der Stämme, der Geisteskräfte, der des Daseins Würdige bestehen bleibt. Wir sind nur Zeugen des letzten Kampfes einiger Bevordrehter, die den Reichtum genommen haben, mit der ungenügenden Menge der Arbeiter, die von den Vätern wieder Wohl erwerben wollten, deren sie Jahrhunderte hindurch beraubt gewesen sind. Die ganze Geschichte erzählt uns nichts anderes, als daß einige wenige sich der größtmöglichen Menge von Glück bemächtigen auf Kosten aller anderen, und daß die leidenden Unglücklichen nicht aufgehört haben, in erbitterten Kämpfen immer wieder zu verzeichnen, so viel Glück als möglich für sich zurückzuerobern. Seit fünfzig Jahren ist dieser Kampf in einem reformerischen und gewaltigen und dabei sehen Sie, wie die Bevordrehter, von Furcht ergriffen, freilieblich auf einzelne ihrer Vorrechte verzichten. Die Zeit der Vollenbung sind das führt man an all den Konfessionen, die die Weiter des Bodens und des Reichthums den Enterten bringen. Auf dem politischen Gebiete hat man ihnen schon viel gegeben, und man wird neumannen sie, ihnen auch noch auf dem konfessionellen Gebiete die zu geben. Neue Geleite zu gunsten der Arbeiter, wohnthätige Einrichtungen und Maßregeln, Trümmer der Arbeitervereinigungen und Gewerkschaften folgen einander und kündigen die neue Aera an. Der Kampf zwischen Arbeit und Kapital ist an einem entscheidenden Punkte angelangt, und man kann schon jetzt die Wirkungen des letzteren vorhersehen. Immer mehr einer regenheit Zeit wird das Sozialökonomie verschwinden sein. Und daher habe ich die feste Überzeugung, daß ich sagen werde, indem ich helfe, das andre vorzubereiten, jenes andre, das an Stelle des Sozialökonomie treten wird, die Neuordnung der Arbeit, die uns eine gerechtere Gemeinschaft, eine höhere Zivilisation bringen wird.

den unermesslichen Welt der Menschen ausmacht. Und was es nicht eine Unmöglichkeit, daß die viel Meistenden nichts anderes bemerken, als das entsetzliche Elend der meißten meißten? Schrie das nicht nach Gerechtigkeit, ich man nicht die unabweisbare Notwendigkeit ein, zu einer neuen Teilung zu schreiten? Die wuchstbare Ungegerechtigkeit, daß auf der einen Seite die Trägheit in Ueberfluth schwelgt, während auf der anderen die rastlose, anatolische Welt in Elend verneht, hat aus dem Menschen einen verheerenden Wolf für den andern Menschen gemacht. Anstatt sich zu vereinigen, um die Straffe der Natur zu befeigen und so sädmen, zerfleischen die Menschen einander, die barbarische soziale Ordnung trägt sie in den Holz, in der Vertierung, in die Tollheit, läßt das Kind und den Greis kumpfen und verlassen, erdrückt das Weib, macht sie zum Wollter ober zum schändlichen Genusgegenstand. Der Arbeiter leidet, durch das Beispiel der allgemeinen Freiheit verberbt, beugt in immer geringere Lage Schritt unter das Joch der Sklaverei, und wird unermessliche Verdrüßung des Vermögens der Allgemeinheit in den Millionenmen, die man für den Krieg ansieht! Und all das wird obendrein, das zweifels in den Händen der Kaufleute, Parassiten, Verrenten, deren Gewinn von der Wohlthätigkeit der Konventionen, haben wird! Aber das alles nur das tägliche Abbild einer sinnlosen, schlecht konstruierten Gesellschaft!

„Nein, nein!“ rief Lucas, „es geht zu Ende, es kann so nicht länger bleiben, wenn nicht die ganze Menschheit in einem Aufkommen allgemeiner Notherei untergehen soll. Der Raft muß ganz erneuert werden, jeder Mensch, der geboren wird, hat ein Recht auf das Leben, und die Erde ist das gemeinsame Gut aller. Die Arbeitsmittel müssen allen zur Verfügung stehen, jeder muß seinen Teil an allgemeinen Werte beibringen.“

Er war so feurig, so groß, so sieghaft in seiner prophetischen Offense, daß Jordan voll Bewunderung sich zu Coeurrette wandte und sagte:

„Ich bin nur ein, ich er nicht schön?“  
„Und Coeurrette, die bebend und leich vor Erregung den Blick nicht von ihm gewandt hatte, sagte leich, wie in religiöser Bezeugung:  
„O, er ist schön, und er ist gut!“  
„Nur, mein lieber Freund,“ sagte Jordan wieder lächelnd,

„Der Hiker noch einseitigerweise gewählt hat, der Besten sei ein Verechter des Parlamentarismus und der — wenn auch konsequenzmäßig begründlichen — freilieblichen Entwicklung, der erfährt hier, daß ihm nichts widerwärtiger ist als der „Sozialökonomie“ der Partei, und daß ihm nichts erhabener als ungenügendwüthiger erfährt, als das Staatsregiment der Diktatur, die Brutalisierung durch die gewaltsame Haut eines reaktionären Straßhofs.“

**Von einem Schweizer Misgriff der Polizei berichtet die Schlußliche Arbeiterzeitung. Vom Wächtertag weg wurde die Frau eines bei einem Stadtvorordneten beschäftigten Arbeiters unter der Anschuldigung der Kindesstörung verhaftet. Man hat die Leiche eines neugeborenen Kindes gefunden und die Frau steht in dem Verdacht, die Kindesmörderin zu sein. Natürlich wird sie darüber, weil völlig schuldlos, sehr erregt, ihre Unschuld lebhaft betuernd; sie weist darauf hin, daß sie ja Frau und Mutter eines Kindes sei, neuerdings aber gar nicht geboren habe.**

Das nächste für die Polizei wäre doch wohl nun gewesen, die Angaben der Frau sofort zu prüfen, auf alle Fälle aber den Mann zu benachrichtigen. Das geschah aber nicht, sondern die Frau wurde in Haft gehalten und nachmittags gegen 3 Uhr nach dem Gerichtsgefängnis transportiert. Man kann sich ihre furchtbare Aufregung und Angst lebhaft denken. Ihren Mann selbst zu benachrichtigen, wurde ihr nicht gestattet. Im Gerichtsgefängnis wurde sie, wie es heißt, nach ihrer Einlieferung von den sie bedienenden Frauen ziemlich roh behandelt, ja sogar mit Worten regalist wie die erste beste Straßendirne. „Nu, Du (u) (u) kommt wohl von der Godelweije...“ „Na, Ihr seid schöne Menschen...“ und dergleichen Reden mußte die arme Frau über sich ergehen lassen.

Sie konnte vor Aufregung die ganze Zeit kaum einen Bissen essen. Uebrigens bekam sie auf dem Gericht auch nur Wasser und Brot, wie jeder andere Gefangene.

Am nächsten Tage gegen Mittag — der Mann wollte noch immer nichts von der Sache! — wurde die Frau von zwei Mägden hiet, von denen auf den Zustand ihres Leibes untersucht. Dabei stellte sich heraus, daß die Frau etwa acht Wochen schwanger war. Die Frucht ging bei der Untersuchung verloren, später erklärte man ihr, daß sie das Kind doch nicht ausgetragen haben würde. (1) Best mußte man nun bestimmt, daß die Frau die Kindesmörderin nicht sein konnte. Man entließ sie Freitag nachmittags nach 1 Uhr ohne Entschuldigun, ohne ein freundliches Wort des Bedauerns, letzte sie in eine Droschke, die sie auch noch von ihrem Gelde mit 70 Pfennig bezahlen mußte. Der Mann hat amtlich überhaupt keine Mitteilung erhalten. (2) Die Frau kam in einem Zustand auf ihrer besorgten Familie nach Hause, daß der Mann noch im Laufe des Tages zu einem Arzt gehen mußte. Der starke Blutverlust hatte die Frau sehr geschwächt, so daß sie ins B. t. mußte. Obendrein ist ihr das im Wohlwässer liegen gebliebene neue Kleid völlig verdorben.

Der Grund der Verhaftung soll darin liegen, daß sie und die der That Verdächtige gleiche Namen haben, nur hat sie einen Vornamen mehr.

In Anklam sollen ja solche Sachen öfters vorkommen. Aber Dresden liegt in Sachsen, und Sachsen gehört zu Deutschland und nicht zu Rußland.

**Eine müßige Geschichte.** Bei einem dieser Tage vor der Strafkammer des Mannheimer Landgerichts verhandelten Prozes gegen die Konfessionsordnung ist eine Angelegenheit zur Sprache gekommen, die öffentliche Meinung in sehr berechtigter Weise berührt und berechtigtes Aufsehen erregt. Bei dieser Angelegenheit des Angeklagten, der große Eisenbahntransport von holländischen und belgischen Häfen nach der Schweiz vermittelte, ging nämlich hervor, daß ihm von der Direction der pfälzischen Eisenbahnen seit Jahren — und zwar wie nachgewiesen wurde mindestens seit Anfang der 80er Jahre — Rückvergütungen für die Ausweitung von Frachten in Beträgen bis zu 20 000 M. vierteljährlich gewährt worden sind. Es ist hierzu noch festzustellen, daß es sich um die Direction gegenüber verpflichtet wurde, die Rückvergütung nicht durch seine Mäher laufen zu lassen, damit hierdurch keine Kenntnis in die Öffentlichkeit dringe. Herr Oberregierungsrat Beder hat diese Angaben in seinen Zeugnisaussagen bekräftigen müssen. Es ist somit in dem Prozes Schad ein Vorgehen der pfälzischen Bahnen geredlich festgelegt worden, das in triftigen Widerspruch steht zu den Bestimmungen der Verkehrsordnung und des internationalen Uebereinkommens über den Eisenbahnverkehrsvertr, durch welche die Gendörnung von Frachtvergütungen unter allen Umständen verboten wird. In einem solchen unethischen Verhalten liegt zudem nicht nur eine Verletzung der Nachbarbahnen, sondern auch die übigen Verletzung, die naturgemäß mit einer Firma, welche sich solcher

find Sie einlad ein Anstreich von reinstem Wasser, so sehr sich auch nicht zu glücken; und Sie haben recht, wenn Sie sagen, daß man den Feuerzischen Saiten anfang, und mit dem freien Menschen in der freien Kommune aufhört.“

Auch Lucas lächelte.

„Angen wir nur erst an. Wir werden schon sehen, wohin die Konsequenzen der Thatachen uns führt.“

Jordan war wieder in Sinnen verunken und schien ihm kaum zu hören. Der in sein Laboratorium eingeschlossene Gelehrte war tief bewegt; und wenn er auch noch immer daran zweifelte, die jemand in Hände wäre, der Schritt der Menschheit zu befeigen, so leugnete er doch die Nützlichkeit des Verbands nicht mehr.

„Unwiderprüflich,“ sagte er langsam, „ist die persönliche Initiative allmächtig. Um das Werdende zur Thatache zu machen, bedarf es immer eines Menschen von Willen und Kraft.“

Ja, so war es Lucas fand in diesen Worten das Feuer des Willens und der Zuversicht, von dem er selbst durchglüht war. Er wußte selbst nicht, welche geistige Saugkraft er für seine Aufgabe mitbrachte, aber er war erfüllt von einer seit langem angeammelten Kraft, von dem Empörung gegen alle die jahrhundertalten Gezeul, von dem glühenden Begehren, endlich Gerechtigkeit zu schaffen.

(Fortsetzung folgt.)

### Weiteres.

**Genua. Ute:** „Ach Papa, sei nicht so hartherzig, ich muß eine Sommerkollekte haben!“ (Güllt in Ohnmacht.)  
Er wußte selbst nicht, welche geistige Saugkraft er für seine Aufgabe mitbrachte, aber er war erfüllt von einer seit langem angeammelten Kraft, von dem Empörung gegen alle die jahrhundertalten Gezeul, von dem glühenden Begehren, endlich Gerechtigkeit zu schaffen.

**Seiffauer Maßstab.** „Gien Sie gern Preis?“  
„Und ob! In meiner Heimat habe ich schon fünf Gebirgsbahnen ausgegeben!“

**Seiffauerannonce.** „Anger Fabrikant sucht sich passend zu befeigen: ein wunderbar schöngebauter Markt, auch wird gut erhaltener fünfspindiger Gasmotor in Zahlung genommen!“



Behauptung freient, nicht konstatieren können, werden in unbilliger Weise gequält.

Daß die verschiedenen Eisenbahndirektionen sich gegenseitig auf alle mögliche Weise zu schädigen suchen, ist eine alte Geschichte; daß dies aber in einer Weise geschieht, wie es hier meistens der päpstlichen Direktion gerichtlich nachgewiesen wurde, das hätten wir doch für unmöglich gehalten. Eigentümlich ist es immerhin, daß es einige Tage dauerte, bis über diese wichtige Geschichte etwas in die Öffentlichkeit drang. Natürlich wird man jetzt das Publikum wieder mit einem Manizetrotz zu beruhigen versuchen.

Welche Stellung der Staatsanwalt zu der Sache einnimmt, bleibt abzuwarten.

**Der Krotzig-Prozess vor dem Oberkriegsgericht.** Die Gumbiner Morosoffaire, die das deutsche Militärgerichtsverfahren in eigenartiger Weise beleuchtet hat, kommt Donnerstag in der Berufungssitzung vor dem Oberkriegsgericht zur Verhandlung. Bekanntlich hatte das Kriegsgericht vom 3. Juni die beiden Angeklagten Unteroffizier Marten und Sergeant Fiedel freigesprochen. In der Urteilsbegründung war zum Ausdruck gebracht worden, daß gegen Marten und Fiedel ein harter Verdacht vorliege, daß jedoch der Schuldweis nach Verurteilung nicht ausreichte. Anschließung für das Urteil war der Umstand, daß der Hauptbelastungszeuge, der Schmelz Storch, in seinen Aussagen so schwankend und unklar war, daß schließlich von seiner Verteidigung Abstand genommen werden mußte. Der Angeklagte Marten wurde aber wegen eines Rückvertrags (Zahnenstich) zu einem Jahre Gefängnis und Degradation verurteilt. Von dem Gerichtsherrn, Generalleutnant v. Alten, wurde gegen das freisprechende Urteil förmlich Berufung eingelegt und verfügt, daß auch Fiedel weiter in Haft zu behalten sei. Dieser Haftbefehl ist trotz der von dem Verteidiger Fiedels, Rechtsanwält Dr. Korn-Zurberg eingelegten Behauptungen bis heute aufrecht erhalten worden. Wie angegeben wurde, sollen neue Verdachtsmomente aufgetaucht sein, und zwar nach der Richtung hin, daß unter den Unteroffizieren ein Komplott bestanden hätte, gegen ihre Kameraden nichts auszusagen. Die Verhandlungen finden wiederum in Gumbinnen auf dem Lehnengrundstück statt, da eine Vernehmung am Ort und Stelle und wiederholte Feststellungen unerlässlich erschienen. Als Verhandlungsführer wird Oberkriegsgerichtsrat Scher, als Staatsanwalt Oberkriegsgerichtsrat Meyer-Königsberg fungieren. Die Verteidigung ruht auch diesmal in den Händen der Rechtsanwältin Burckard (für Marten) und Dr. Korn-Zurberg (für Fiedel).

**Eine Kämpferin für Religion, Ordnung und Sitte** sind die Münchener Neuesten Nachrichten. Wie dieses Blatt den Kampf für die heiligsten Güter der Nation verstanden wissen will, geht aus einer Bauderei „Der Wandermutter, wie er sein Hof“ hervor, in der es heißt:

„Ist dein Hof zu vornehmend zu deinen Töchtern und Mägden, so nimm es freudig hin. Es ist ein Zeichen seiner Dankbarkeit. Wird er gar zu vertraulich, so verwehre ihm das mit militärischer Stürze bei deinen Töchtern, bei deinen Mägden brauchst du es nicht zu bemerken, denn es geschieht nicht zum Schaden des Vaterlandes.“

Religion, Ordnung und Sitte — aber bei Mägden nicht!

**Ein Kriegergericht** soll über einen unserer Wähler im Kreise Remel-Hendeburg abgehalten werden. Von Doris Skirmutell bei Muz hat ein litauischer Befizier, der Mitglied des Gemeinde-Kreisrats ist, vor der Wahl sozialdemokratische Stimmzettel verteilt und am Wahlorte der Wahlhandlung während der ganzen Dauer begünstigt. Diese Tätigkeit wurde in einer Sitzung des städtischen Gemeinderats zum Gegenstand eingehender Erörterungen gemacht. Am Ort und Stelle konnte ein Scheiterhaufen nicht errichtet werden. Es wurde beschlossen, die Angelegenheit dem Kreisparlament-Vorstand zur Entscheidung zu überweisen. Die Herren Synodalen werden es wohl an einem hochnotwendigen Verfahren nicht fehlen lassen. Das wird dem Wanne nicht schaden, einwermung unserer Partei, dagegen dürfte es zur Folge haben, daß die Wähler, die jetzt noch häufig eifrige Kirchgänger sind, der Kirche entfremdet werden.

**Ein reichlicher Lebensgenuss** riefel auf den Weltmarkt nach. König Eduard von England hat ihm jetzt das Großkreuz des Bath-Ordens verliehen.

**Es scheint, er will doch Reichskanzler werden,** so hörte die Woz. Ztg. einen sehr unbefangenen und unbefangenen Mann sagen, als er die jüngsten Reden des Grafen Waldersee gelehen hat.

Mag schon sein. Jedenfalls haben seine letzten Reden gezeigt, daß er einen ganz prächtigen „Handlanger“ abgeben würde.

**Grundbesitzer Jes Christophersen** zu Kälberhagen, seit 1879 freireligiöses Mitglied des Abgeordnetenhauses für Schleswig, ist im Alter von 75 Jahren gestorben.

**Wohl sie die Marie-Anne und „Auf Sozialisten schließt die Reichen“,** gelungen hatten, nannten die Heizer Wiborny und Baltes vor dem Kriegsgericht der 1. Matrosendivision. Der erstere erhielt 5 Monate Gefängnis, der letztere 16 Tage strengen Arrest. Bei Wiborny kam strafverschärfend in Betracht, weil er sich gegen einen Maat, der ihn wegen des Eintrags zur Liebe stellte, frech benommen hatte.

**Eine neue Art von Kaiserbeleidigung** hat der Vorstand des Kriegervereins in Sydney bei Heidelberg (Niederlande) entdeckt. Am 28. Juli hielt der Sühnere Kriegerverein eine Festlichkeit ab. Als „Ail Dir im Siegerkranz“ gelungen wurde, behielt ein Mitglied den Hut auf. Ein Sühnereversteher wurde dadurch in seinen „patriotischen“ Gefühlen demütigt verletzt, daß er mit der Bemerkung: „Sozialdemokraten brauchen vor hier nicht“, dem Freveler mit der Faust auf den Hut schlug. Einige Tage später hielt der Vorstand des Kriegervereins eine Sitzung ab, um über den Sinder zu Bericht zu legen. Es wurde für festgestellt erachtet, daß eine schwere Majestätsbeleidigung vorliege. Dafür wurde auf sofortigen Ausschluß aus dem Kriegerverein erkannt. Ferner wurde aber beschlossen, bei der Staatsanwaltschaft eine Denunziation wegen Majestätsbeleidigung einzureichen.

### Ausland.

**Frankreich.** Ein Fall Krotzig. Während einer Schließung des 90. Infanterie-Regiments in Chateauroux saukten am Opre des Regimentskommandeurs, wie die Kurve wackelt, vier scharfe Belegelungen vorüber, glücklicherweise ohne ihn zu treffen. Die sofort eingeleitete Untersuchung blieb resultatlos, doch soll man den Schuldigen auf der Spur sein.

**Italien.** Das Ministerium des Fortschritts und der Demokratie, als das sich das Kabinett Zanardelli-Giolitti der Welt vorgefellt hat, scheint langsam, aber sicher in die Geleise der Dugendregierungen einbiegen zu wollen. Wie seit Delelie der Fuch des Königreichs gewesen sind. Schon die

**Aufnahme des Guido Baccelli ins Ministerium** — Zanardelli hat ihn zum Minister des Inneren und des Handels gemacht — ist ein schickliches Zeichen. Baccelli war nämlich ein Mitglied der berüchtigten Regierung des Generals Bellour, der Regierung, gegen die die äußerste Linke, auf die sich Zanardelli stützt und mit deren Stimmen er in der entscheidenden Abstimmung gerettet worden ist, die Opposition entziffelt hat! Daß Baccelli in das Kabinett Zanardelli eintritt, ist freilich ein starkes Renegatentum, war er doch zuerst in der Opposition gegen die Regierung, der er jetzt angehört. Der Eintritt Baccelli's schuf überdies eine Verlegenheit für die Regierung, denn sein Sohn, Herr Alfredo Baccelli, war Unterstaatssekretär im Handelsministerium, dessen Leitung nun der Vater übernahm. Da aber Vater und Sohn schließlich in einem Ministerium zu viel waren, mußte Baccelli zum ins Ministerium des Äußeren überfiedeln, obwohl man von seinen diplomatischen Talenten bisher wenig vernommen hatte.

Zum Finanzminister ist Corrao ernannt worden. Er ist kein Neuling auf dem Gebiete der Finanzen. Zu diesem Posten ist er bereits Unterstaatssekretär und Minister gewesen. Von ihm rührt der erste Entwurf her, durch Abschaffung des Zehnten a Brot und Weizenpreisen den niederen Klassen eine Erleichterung zuzuführen zu lassen.

Ob er es besser als Wollemborg verstehen wird, den Pelz zu waschen, ohne ihn naß zu machen? Wenn er eine eheliche Steuerreform wollte, so hätte ja Wollemborg erst gar nicht zu gehen brauchen.

**Serbien.** Die am Sonntag stattgehabten Stichwahlen haben, wie in Serbien selbstverständlich, den Sieg der Regierung vervollständigt. Es wurden gewählt: 27 Kandidaten der Regierung und 9 unabhängige Radikale. Die Gesamtzahl der gewählten Abgeordneten für die nächste Stupidina beträgt demnach 110 Anhänger der Regierung, 14 unabhängige Radikale und 6 Liberale. Unter den Anhängern der Regierung befinden sich 84 Radikale.

**England.** Eine Niederlage der Regierung. Bei der Erörterung des Berichts über die Fabrik- und Werftstättenvorlage am Montag im Unterhaus brachte Neuhagen einen Zusatzantrag ein, monach Sonabends die Arbeit bis mittags dauern solle. Der Zusatzantrag des Amern Nitche befürwortete die Annahme des Antrages. Der Antrag wurde mit 163 gegen 141 Stimmen verworfen. Die Opposition bricht bei dem Bekanntwerden des Ergebnisses der Abstimmung in Weisfall aus. Die Zren rufen: „Demission!“ Nitche erklärt darauf, die Regierung schließt sich dem Beschlusse des Hauses an. Das Kabinett hat sich also während der Abstimmung eines Besizers begeben.

— Eduard der Siebente, von Gottes Gnaden König des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland und der überseeischen britischen Gebieten, Verteidiger des Glaubens, Kaiser von Indien, so darf sich Eduard nach dem Beschlusse des Unterhauses von jetzt ab nennen.

— Gegen die Chamberlain'sche imperialistische Politik wurde am Sonntag auf der Insel Malta eine große Demonstration veranstaltet. Vor dem Unionsklub wurde eine Fahne zerbrochen und der Union Jazzerin. Chamberlain wird der italienischen Bevölkerung die englische Sprache als Unisprache aufzuweisen, außerdem will die Regierung noch Steuern entziehen, die die Volksvertretung von Malta verweigert hat.

**Rußland.** Ein Spiegel weniger. Die sozialistische Bewegung in Rußland ist am 4. August von einem ihrer ärgsten Verfolger befreit worden. Ob ein Zufall vorliegt, der religiös veranlagten Gemütern: fast wie ein Spiel der Vorsehung erschienen muß, oder ein Anschlag, wird die Zukunft lehren. Inzwischen ist das der Chef der russischen sozialistischen Partei, aber wie sein offizieller Titel lautet: Ober der Abteilung für Sicherheit und Ordnung der Stadt Petersburg, Wladimir Michailowitsch Piramidow nicht mehr unter den Lebenden ist.

Das ganze Ereignis soll sich folgendermaßen abgepielt haben. Am Nachmittag des 4. August ging auf der Baltischen Werft der Stapelauf des neuerbauten Kriegsschiffs Alexander Negard III. vor sich. Der ganze Hof mit der kaiserlichen Familie an der Spitze war auf der Werft anwesend und da konnte selbstredend der Gottesdienst unter dem höchsten Kommando des Obergeheimen Piramidow nicht fehlen. Kurz nach 2 Uhr soll nun plötzlich ein harter Windstoß eine acht Meter hohe Fahnenstange umgeworfen haben, die beim Fallen Piramidow und einen seiner Vertrauten, Alexander Hudalowski, so stark gefaßt hat, daß Piramidow mit zermalmtem Schädel auf der Stelle tot liegen geblieben ist und sein Gehirne schwere Verletzungen davongetragen hat. Der Schlag soll so wütend gewesen sein, daß Piramidow's Oberen nach allen Seiten auseinandergefliegen sind und selbst die Uhr aus der Fassung gesprungen ist. Die Aufregung ist sehr groß. Eine peinliche Untersuchung des ganzen Vorfalles ist eingeleitet.

Piramidow war einer der gelehrtesten Spiegel, die die russische Regierung je besessen hat. Seine Laubbuch begann er in der Leibgarde, kämpfte mit in dem letzten russisch-türkischen Kriege, ging 1879 als Oberst in den Gendarmendienst über, wurde ein Jahr später Gehilfe des Moskauer Gendarmereis, avancierte im Jahre 1894 zum Chef der Gendarmerie in Odessa, zeichnete sich hier so aus, daß man ihn drei Jahre später, als sich in der Petersburg' Arbeiterchaft nach dem großen Streik in der Textilindustrie eine starke sozialistische Bewegung bemerkbar machte, auf dem veranwortlichen Posten eines Chefs der Petersburg'er politischen Geheimpolizei befand. Bekannt sind in der russischen Bewegung besonders seine Anstrengungen, das Bunde der Petersburg'er Organisations, den Arbeitergebänden, aufzudecken, bei welcher Arbeit er freilich sehr wenig Erfolg gehabt hat.

**China.** Das Entschädigungsabkommen ist nun endlich auch von dem letzten Gefandten, dem Amerikaner Rodhill, unterzeichnet worden.

### Soziales.

— **Ober des Krochs.** In Nürnberg erlöschte sich der fünfzigjährige Kaufmann Witz, ein Leutnant a. D. Er hatte vor 8 Jahren sein ganzes Vermögen in Spekulations-Aktien angelegt, und zwar als diese am höchsten im Kurs standen. Als jetzt keine Dividendenzahlung erfolgte und die Kurse so sanken, trieben ihn Aufregung und Schmerz zum Selbstmord. Wie aus nässer Berichter wird, ist von den 110 Bureau-Angestellten der Trebererodnungsgesellschaft 65 per 1. Oktober gekündigt worden.

### Gerichtsaal.

**Ferien-Straffammer.** Halle a. S., 13. August. Um ein Vergehen gegen das Nahrungsmittelgesetz handelte es sich in der Sache des Fleischermeisters Karl Lügenberg am Sönnicht, dem zur Last gelegt wurde, am 4. Mai d. J. Rindfleisch, das verdorben war, verkauft zu haben. Vom Schöffengericht zu Gießen war der Angeklagte freigesprochen worden, worauf der Staatsanwalt Berufung eingelegt hatte. Zur Freisprechung war das Schöffengericht gelangt, weil es den Sönnicht für nicht genügend angeklagt erachtet hatte. Jetzt am Freitag in der Berufungssitzung zu einem Urteil gelangt. Bei Lügenberg hatte die Ehefrau des Barbiers Richter in Gießen am 4. Mai abends für 50 Pf. Rindfleisch holen lassen, aber beim Überbringen des Fleisches entdeckt, daß es höchst unangenehm roch und ein verdächtiges Aussehen besaß. Sie war deshalb mit dem Fleische in Lügenberg's Laden gegangen, um auf Fleisch zu bekommen, aber Lügenberg hatte erklärt, er habe überhaupt nur gutes Fleisch. „Nun hatte Frau Richter das als schlecht erkannte Fleisch dem Metzler Lügenberg gezeigt, daß es übeln Geruch habe und grün, grau und braun verfarbt sei. Frau Richter war dann durch die ihr freunds Lügenberg's widerstrebende scharfe Abweisung veranlaßt worden, zum Fleischermeister Mendice in Gießen zu gehen, um gutes Fleisch zu holen, wobei Frau Mendice dem Richter den ihr gezeigten schlechten Fleisches gezeigt: „Es riecht alt.“ Hierauf hatte Frau Richter das bei Lügenberg gekaufte Fleisch dem Fleischermeister (Gendarm) Frommel gezeigt, der sich von der übeln Beschaffenheit dieses Fleisches überzeugt und angezeigt erstattet hatte, ohne daß letzteres von Frau Richter beobachtet worden. Das ungetriebene gemeine Fleisch aber war von Frau Richter auf den Dinger geworfen worden. Der Angeklagte erklärte, er sei nicht schuldig. Das betreffende Fleisch habe von einem am 1. Mai in Ansbach gekauften und dann geschlachteten Kalb herübergeführt und sei gut gewesen. Frau Richter behauptete dagegen, sie schon angegeben über den von ihr bemerzten übeln Geruch und die grün, grau und braun gewesene Verfärbung des Fleisches mit Zuzugriffen, an den gewasenen Stellen sei das Fleisch schleimig und schmierig gewesen. Auf ihre dem Metzler Lügenberg gemachte Vorhaltung, das Fleisch habe wohl schon lange gelegen, habe er erwidert, das er erwidert, bei ihm nicht vor. Überhaupt habe Metzler Lügenberg sie groß abgetrieht, weshalb sie sich veranlaßt gesehen, zum Fleischermeister zu gehen und diesem das Fleisch zu zeigen. Fleischermeister Frommel bestätigte jene Angaben der Frau Richter betreffs der Beschaffenheit des ihm gezeigten Fleisches mit dem Bemerkten, es habe sehr schlecht geachtet, so schlecht, wie in Gießen übergebenes Fleisch; auch sei es schleimig und schmierig gewesen. Die Ehefrau des Angeklagten wollte nur einen einzigen grünen Fleck von der Größe eines Markstückes an dem Fleische bemerkt haben, sonst aber nichts Schlechtes, auch ganz an gar keinen übeln Geruch. Fleischermeister Mendice gab an, er habe das von Frau Richter überbrachte Fleisch nicht gesehen, Frau Richter behauptete, er habe nichts Verdächtiges daran geachtet: „es stank nicht“, sagte der Zeuge, „ich hielt es für gutfleisch.“ Vom Fleischermeister Karl Schöppe aus Ansbach wurde bezeugt, er habe die betreffende Kuh gemeinlichlich mit Lügenberg gekauft, geschlachtet und die Hälfte davon Lügenberg überlassen. Das Fleisch sei gut gewesen.

Medizinalrat Dr. Nitche als Sachverständiger gab ein Gutachten ab, wie folgt: „Das in Rede stehende Fleisch ist auf alle Fälle verdorben gewesen, wenn es grün, grau oder braun verfarbt ausgehoben, also ekelhaft war. Das ekelhaft ist in verdorben. Weil das Fleisch an einer Stelle schmierig war, so ist es, wenn es in Gießen übergebenes Fleisch; wenn es gar faulig und dieser Zustand ist durch Fäulnisbakterien entstanden. Solches Fleisch ist auf gesundheitsgefährlich. Vom 1. Mai her kann es nicht gewesen sein, da muß etwas Anderes damit geschehen sein, sonst kann es in der kurzen Zeit und während der damaligen heißen Witterung nicht so verdorben zu werden. Richter behauptete, bemerkt worden, kann entstehen, es aber nicht gesundheitsgefährlich. Nachteilig läßt nach einfüßigem Vliegen auf dem Hofstall wohl an und sieht dann grau aus; es ist aber nicht gesundheitsgefährlich. Nach so kurzer Zeit, wie angegeben, kann kein solcher Verwesungsprozess entstehen, der solche, von dem Zeugen bemerkt erzeugt. Richter beginnt, was er sagen am Fleisch. Die Schmiere ist das charakteristische Merkmal des Fäulnisprozesses.“

Hierauf erachtete der Staatsanwalt den Angeklagten erwähnten Vergehen schuldig und beantragte 20 Mark Geldstrafe oder 4 Tage Gefängnis. Das Gericht hat den Fall frenger abgeurteilt und am 50 Mark oder 10 Tage Gefängnis mit der Begründung: „es liegt nicht etwa bloß faulig, lässiges, sondern wissenschaftlich Verulden des Angeklagten vor. Das betreffende Fleisch ist nicht nur verdorben, sondern sogar gesundheitsgefährlich gewesen, worfür der Angeklagte die Verantwortung zu tragen habe.“

**Wahlkreisverbrecher.** Am Samstag der erst 15-jährige Arbeiter Karl Schöppe hat sich an dem 1. August Erwachsenen Verbrechen tollte der Angeklagte im Juni d. J. an einer jungen Arbeiterfrau auf dem Wege zwischen Bennstedt u. Pieslau in der Nähe der Dölauer Seide betrogen haben, als er die betreffende Frau bei ihrer Arbeit auf dem Felde bemerkt hatte. Die Verhandlung entzog sich der Öffentlichkeit und endete mit der Verurteilung schuldig befundenen Angeklagten zu 5 Monaten Gefängnis.

### Verksamlungsberichte.

#### Kröllwitz.

Eine gut besuchte Versammlung fand am Sonntag, den 11. August, im Lindenhof bei Kröllwitz statt. Redakteur Jaeh regierte über das Thema: Sozialismus und Kommunismus. Redner definierte die Bedeutung der beiden Begriffe Sozialismus und Kommunismus, die zwei verschiedene Dinge bezeichnen. Der Kommunismus ist eine Lehre, welche die Gleichberechtigung der Arbeit sowohl wie des Verdienstes verlangt. Sozialismus dagegen ist die Lehre, nach welcher die menschliche Gesellschaft zum Vorteil aller umgestaltet werden soll. Für die jetzt ungetriebene Gesellschaftsform soll eine neue geschaffen werden, die auf gleichen Rechten und auf gleichen Rechten beruht. Redner gab unter anderem an, daß ein bürgerlicher Nationalismus ausgerechnet habe, daß ein Mann nach 8-10-jähriger und eine Frau nach 6-8-jähriger Arbeit in einem mit allen technischen Hilfsmitteln ausgestatteten Werke in wölklichen Wege ihren Teil zu dem Gesamtwerte der Arbeit beitragen haben. Gesamtwert betragt nach demselben bürgerlichen Defonomen in Geld umgerechnet 32.000 Millionen Mark jährlich. Die Einführung einer sozialistischen Gesellschaftsform ist aber mit der jetzigen kapitalistischen Produktionsweise nicht möglich, daher muß auf die Einführung einer sozialistischen Produktionsweise hingearbeitet werden, d. h. die Produktionsmittel müssen Allgemeinvermögen werden. An das Werktrat schloß sich eine Diskussion an, an der sich die Genossen Angermann, Gildenberg und Woch beteiligten. Weiter brachte dann im weiteren Verlaufe der Versammlung die übeln Gerüche der Kröllwitzer Papierfabrik zur Sprache und forderte zum Abonnement aus des Reichs und zum Eintritt in den Sozialistischen Freitlichen Verein aus. Mit einem Votum aus dem internationalen Sozialdemokratischen wurde die Versammlung geschlossen.

#### Serzliche Bitte!

Kann mir jemand zu unserem Sommerfeste zu den auszuführenden programmatischen Aufstellungen bekannter Parteimitglieder etwa 5 Stück auf einen Zettel billig beschaffen? Bitte recht schnell event. Erben.

Gruß und Dank  
Erdmann Reichig, Kreis-Vertrauensmann,  
Torgau, Königstraße 232/233.

Die heutige Nummer umfasst 8 Seiten.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Dämmig in Halle.











# Zur Unterhaltung und Belehrung.

Wochenbeilage

zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

1901

Donnerstag, 15. August

Nr. 33

## Unter den Hungrigen.

Roman von John Law.

Aus dem Englischen von F. Cassirer.

Auf dem Heimwege sprachen Mutter und Tochter nicht viel. Schon seit Wochen trugen beide ein offenes Geheimnis mit sich herum. Sie hatten in Erfahrung gebracht, daß, wenn Polly wollte, sie ihren Klassenleiter heiraten könnte. Er war in letzter Zeit öfters bei Mrs. Elwin gewesen, und man brauchte nicht gerade Onkel Cohns Scharfsinn zu besitzen, um zu sehen, daß er in Polly verliebt war. Er sprach zwar niemals von sich, aber seine Seufzer und Blicke genügten vollständig. Zu der „Klasse“ fragte er bisweilen nach Jos, noch öfter aber sprach er gegen „die Kirche“ und pries die Methodisten. Er galt als solch gottesfürchtiger und tugendhafter junger Mann, daß es sich Polly gar nicht in den Sinn kommen ließ, argwöhnen zu wollen, daß sein Betragen nicht vollkommen ehrenhaft war. Denn es war ja seine Pflicht, ihr Seelenheil über ihr zeitiges Glück zu setzen und ihr klar zu machen, daß jemand, der sich zur „Kirche“ bekenne, er mag reich oder arm sein, niemals ein passender Gatte für eine Methodistin werden könne.

So benahm er sich Polly gegenüber in der „Klasse“. War aber Mrs. Elwin zugegen, so erwähnte er Jos mit keinem Worte, und Polly, die sich ein wenig vor ihrer Mutter fürchtete, sprach weder von ihrem Bräutigam noch von ihrem Verehrer.

Der kleine Salon sah ordentlich nett und sauber aus, als am Abend der gottesfürchtige Jüngling in ihm Platz nahm. Erst vor kurzem waren die Wände neu tapeziert und die Decke frisch getrichen worden. An dem Fenster hingen weiße Gardinen und farbiges Papier schmückte den Kamin. Zu Ehren des Gastes hatte Mrs. Elwin ihr schönstes Porzellan hervorgeholt und den Theetisch mit einer Flasche Rum geziert, die sie vom Onkel Cohn zu Weihnachten geschenkt erhalten hatte.

Fette brachte aus der Küche den Theekessel ins Zimmer und entfernte sich gleich wieder. Sie hatte keine Ahnung, daß sich hier vor ihren Augen ein Drama abspielen sollte, das mindestens so interessant war, als irgend eines, das sie in ihren abgegriffenen Geschichtenbüchern lesen konnte. Ja, wenn ein Graf oder eine Gräfin zum Thee gekommen wäre, dann hätte Fette in jedem „aristokratischen“ Blick und in jeder „aristokratischen“ Bewegung etwas Romantisches gefunden. Aber Leute ohne Titel hielt sie für ganz „gewöhnlich“, und nur dann machten diese in ihren Augen eine Ausnahme, wenn sie zu jener Gattung von wunderbaren Wesen gehörten, die zwischen Himmel und Erde schwebten, nämlich den Schauspielern und Schauspielerinnen, die sich ganz nach ihrem Belieben aus Könige in Herzöge, aus Herzoginnen in Königinen verwandeln können, die solch entzückende Kleider tragen und solch wunderbare Sprache sprechen. Pollys Verehrer waren aber für Fette nicht mehr als ihr Schlächterbursche; Männer, die, wenn sie heiraten, ihre Frauen in ein ganz „unromantisches“ Heim bringen, wo sie dann für sich und ihre Kinder „eine Menge“ zu thun haben. Auch konnte Fette wohl gar nicht mutmaßen, daß der Klassenleiter als Nebenbuhler für Pollys rechtmäßigen Bräutigam in Betracht kommen könne als jemand, der in ihren Geschichtenbüchern Jos erschießen würde oder von dem jungen Zimmermann erschossen werden würde. Hatte sie nicht selbst im Wohnzimmer Liebeszweigen zwischen Polly und Jos beigewohnt, die kaum so interessant waren, wie die Unterhaltungen, die sie mit ihrem Schlächterburschen hatte. Und was den häßlichen jungen Mann, William Ford geheizen, betraf, so sah sie nicht ein, weswegen er nicht zum

Thee kommen sollte; kam doch auch Onkel Cohn jeden Sonntag zum Mittagsbrot.

Während des Abendbrotes war Mrs. Elwin sehr schweigsam und sie überließ es Polly und dem Klassenleiter, die Unterhaltung zu führen. Aber sie beobachtete ganz genau die Mienen des jungen Mannes und dabei nahm sie sich etwas vor, — etwas, das ihr den Appetit benahm und sie sogar verläste, die halbe Flasche Rum in ihre Tasse zu gießen, während William Fords Augen gerade ihre schöne Tochter betrachteten.

Als nach dem Abendbrot Fette das Geschirr abgeräumt hatte und Polly nach oben gegangen war, um sich ihre Arbeit vorzunehmen, legte Mrs. Elwin die Hände auf den Schoß und machte sich Luft.

„Ich weiß wohl, lieber Mr. Ford“, begann sie, und ihre Stimme klang dabei etwas erregt, „ich weiß wohl, lieber Mr. Ford, ich bin Ihnen großen Dank schuldig. Es ist ja sehr traurig, wenn ein junges Mädchen schon Witwe ist und ihr nur eine alleinstehende Frau, wie ich es bin, zur Seite stehen kann. Als der „vielbeweinte, selige“ Mr. Elwin starb und mich mit Polly in einem so großen Hause allein ließ, da habe ich mich oft gefragt, was aus uns werden soll. Alle möglichen fremden Völker habe ich schon hier wohnen gehabt. Zur selben Zeit haben hier schon so viele Juden bei mir gewohnt, daß sie aus einem meiner Zimmer eine Synagoge gemacht haben, ohne daß ich es wußte. Da waren hier einmal sechs Mohammedaner, die nach ihren heidnischen Gewohnheiten nur dann ihr Gebet verrichten konnten, wenn sie mit den Füßen in einem Kübel mit Wasser standen. Auch Schwarze waren schon bei mir hier; die sind im bloßen Hemd immer treppauf, treppab gelaufen. Viele von ihnen konnte ich zivilisieren, ich will damit nicht sagen, daß ich sie zu Methodisten bekehrt habe, das kann nur Gott allein thun, aber das kann ich wohl sagen, daß ich hier meine Pflicht als Wirtin voll erfüllt habe.“

Ohne ein Wort zu entgegnen, drehte der Klassenleiter seinen Schnurrbart.

„Ich weiß wohl, lieber Mr. Ford“, fuhr Mrs. Elwin fort. „Ich bin Ihnen für die große Mühe, die Sie sich mit Polly in der Klasse geben, zu großem Danke verpflichtet. Ich sage immer zu ihr: „Du solltest Gott danken, Polly, daß er Dir, die Du doch keinen Vater hast, solch einen frommen und tugendhaften Klassenleiter gegeben hat.“ Obwohl sie meine Tochter ist und ich es nicht sagen dürfte, so kann ich doch von ihr rühmen, daß sie solch ein tugendhaftes und bescheidenes Mädchen ist, wie es nur wenige giebt, und daß sie das geliebte ist, hier, in diesem Hause, das mit Heiden und Negern schon voll war.“

Von ihren Gefühlen überwältigt, hielt die Mutter inne. „Ich glaube, lieber Mr. Ford“, fuhr sie dann plötzlich wieder fort, „ich glaube, lieber Mr. Ford, Sie werden mich verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß es mir durchaus nicht recht ist, daß dieser junge Mann, Joseph Coney, der nicht einen Penny besitzt, den er sein eigen nennen kann, hierher kommt, um um Polly anzuhalten. Mir soll man nicht erzählen wollen, daß ein junger Mann, der arbeiten will, keine Arbeit finden kann. Ich bin überzeugt, er hat da unten, von wo er herkommt, irgend etwas begangen und auch hier in London muß er auf schlechten Wegen wandeln.“

Der Klassenleiter sah hinunter auf den Teppich und erwiderte dann mit langsamer Stimme: „Er gehört zur „Kirche“, und ich meine, man thut nicht recht, wenn man jemanden heiratet, der nicht auch Methodist ist.“

Das war Wasser auf Mrs. Elwins Mühle. Die Farbe kehrte wieder in ihre schönen Wangen zurück und ihre Augen glänzten.

„Ja, das ist es“, rief sie heftig, „das meine ich auch! Wenn ich daran denke, daß Polly jemanden heiraten soll, der

nicht auch zu uns Methodisten gehört, dann möchte ich aus der Haut fahren, und ich bin überzeugt, auch der „vielbeweinte, selige Mr. Elwin“ würde sich im Grabe herumdrehen, wenn er es wüßte.“

Der Klassenleiter erhob sich langsam.

„Beten Sie, auf daß Gott Sie erleuchte,“ sagte er in feierlichem Tone. „Beten Sie, daß Gott Sie erleuchte.“

Kaum hatte sich die Thür hinter dem frommen und gottesfürchtigen Jüngling geschlossen, als Mrs. Elwin befriedigt mit dem Kopfe nickte und ging, um Polly aufzusuchen. „Polly,“ sagte sie zu ihrer Tochter, die oben in ihrem Zimmer mit einer Handarbeit beschäftigt war, nachdem sie sich auf ihr Bett gesetzt hatte, „Polly, ich habe über eine Sache mit William Ford gesprochen, die mir sehr am Herzen gelegen ist, eine Angelegenheit, die mir die ganze Zeit über viel Sorge und Kummer gemacht hat. Polly, hast Du denn nie daran gedacht, wie unrecht es von Dir wäre, wenn Du jemanden heiraten würdest, der nicht auch zu uns Methodisten gehört.“

Das Mädchen sah ganz erstaunt ihre Mutter an. Bisher hatte sie immer andere Gründe hören müssen. Bisher hatte man ihr immer gesagt: „Wenn Du einen Mann heiratest, der keinen Pfennig Geld besitzt, dann wirst Du schließlich noch Zitronen auf der Straße verkaufen und in einem ganz armen Viertel wohnen müssen.“ Oder: „Ich bin nicht der Meinung, daß Du Dir durchaus ein Mädchen halten mußt, aber ich meine, es hieße doch der Vorziehung ins Gesicht schlagen, einen Mann wie Joseph Coney zu heiraten.“ Diesen Grund hatte sie bisher von ihrer Mutter noch nie gehört, wohl aber von ihrem Klassenleiter.

„Ich kann Dir nur sagen, wenn Du es thust, Polly, dann sterbe ich vor Gram“, fuhr ihre Mutter fort. „Denke daran, Du hast nur noch die Mutter.“

„Aber ich kann Jos doch deswegen nicht verlassen“, entgegnete nach langem Zögern das Mädchen. „Ich wußte, daß er zur „Kirche“ gehörte, als wir uns versprochen haben. Ich wußte, daß er kein Methodist ist.“

„Nun gut“, erwiderte Mrs. Elwin in vorwurfsvollem Tone. „Es wird Dir schon leid thun, wenn Deine beiden Eltern tot sind.“

Mrs. Elwin ging hinunter in die Küche und machte dort ihren Gefühlen Luft, indem sie heftig ihr Dienstmädchen ausschalt. Die Faulheit der Diensthöfen war eins ihrer Lieblings-themata. Zette arbeitete von fünf Uhr früh bis tief in die Nacht hinein, aber in einem Hause, das „voll mit Heiden“ war, war immer etwas da, das zu Beschwerden Anlaß gab. Mrs. Elwins Zunge war wie eine Geißel in der Küche und an diesem Abend verfehlte sie so schwere Schläge, daß der Schlächterburische, der bei seinem nachherigen Besuche Zette heftig weinend fand, das Mädchen bat, doch zu kündigen und dann mit ihm gemeinschaftlich Haus zu führen.

„Du gehörst nicht zu den Leuten, mit denen ich gern leben möchte,“ sagte Zette, den Kopf schüttelnd.

Ganz aus der Fassung gebracht, verließ der arme Burische das Haus.

Polly setzte inzwischen ihre Handarbeit fort. Sie hatte sich mit der Nadel in den Finger gestochen und rote Flecke verzierten den weißen Stoff, der auf ihrem Schoße sich entfaltetete. Vor sich hin murmelte sie:

„Ich wünschte, Jos ginge wieder fort von hier! Wenn er doch wieder aufs Land zurückkehrte!“

## XII.

Das Jubiläum und mit ihm seine Festlichkeiten waren vorbei, und so seltsam es auch scheinen mag, niemand bedauerte dies. Selbst ihre allergnädigste Majestät war im höchsten Grade erschöpft und von den vielen Festlichkeiten und Deputationen sehr abgesspannt. Die Erwartungen, die man auf das Jubiläum gesetzt hatte, daß es Arbeit ins Land bringen würde, waren nicht erfüllt worden, und auch der kleine Aufschwung, den dadurch das Gewerbe erfahren hatte, war so rasch verfliegen, wie ein Stein verschwindet, den man ins Wasser wirft.

Jeden Morgen ging Jos nach den Tabak-Docks und brachte von dort ein paar Schillinge mit nach Hause. Das Leben im Asyl begann ihm jetzt besser zu gefallen. Anstatt daß er, wie er es am ersten Abend gethan hatte, sich verstoßen an die Thür schlich, unterhielt er sich jetzt mit den anderen Gästen, rauchte mit ihnen und erlernte von ihnen die Kunst des Spielens. Der Hausvater zeigte ihm, wie man damit anfängt und seine Frau spendierte ihm ein „Gläschen“, wenn er

einer Ermunterung bedurfte. Sie, die „Hausmutter“, schien den jungen Zimmermann „ganz gern“ zu haben, und sie stattete es ihm, auch die Dachkammer weiter für sich allein zu benutzen, statt daß er mit den anderen Gästen zusammen schlafen sollte. Wenn sie des Morgens um 6 Uhr herunter kam, um ihren Mann, der sich dann schlafen legte, in der Aufsicht über das Asyl abzulösen, gab sie Jos bisweilen eine Tasse Kaffee, bevor er sich auf den Weg nach den Docks machte. In dem Asyl konnte niemand unkommen, obgleich alle Gäste zu den „Ärmsten der Armen“ gehörten und selbst schon dem Verhungern nahe gewesen waren. Sie teilten ihre letzten Bissen mit einander und halfen sich gegenseitig mit ihrem letzten Halbpenny aus. Jos ließ das „Eichkästchen“ für seine Mahlzeiten sorgen. Jeden Abend wartete sie an der Thür auf Jos, und sobald sie ihn um die Ecke der Straße biegen sah, sprang sie rasch nach der Küche. Fünf Minuten später hatte er sein Abendbrot vor sich stehen, dann schlief er entweder ein oder suchte eine benachbarte Destille auf. Das Eichkästchen gab auf ihn acht. Schliefe er, dann ging auch sie zu Bett; verließ er aber nochmals das Asyl, dann folgte sie ihm öfters die Straße hinunter und wartete bis Mitternacht draußen vor der Destille.

Bald machte er auch mit seinen Schlafgenossen Bekanntschaft, Männern und Weibern, die regelmäßig in das Asyl kamen. Bisweilen ließ sich auch ein Fremder blicken, der, wie es ja auch mit Jos seiner Zeit geschah, von einem Schutzmann hierher gewiesen worden war. Der Fremde entfernte sich dann entweder gleich am nächsten Tage oder er ließ sich häuslich nieder, um an dem beliebten Spiel „Mann oder Frau“ teilzunehmen.

Eines Morgens verschlief Jos die Zeit. Infolge eines dichten Nebels war es in seiner Kammer ganz finster geblieben; er wollte es gar nicht glauben, daß es schon Tag sei, als er aufwachte; sein Kopf that ihm weh. Er wußte zwar, daß ihm am Abend vorher etwas recht Unangenehmes begegnet war, er konnte sich aber nicht mehr deutlich entsinnen, was es gewesen. Es war ihm so, als ob ein Schutzmann ihm mit Verhaftung gedroht hätte und als ob er irgendwo hingefallen wäre. Auf seinem schmuckigen Bettlaken befanden sich Blutflecke und um sein Knie war ein blutbeflecktes Taschentuch gebunden.

Er stand auf, zog sich an und schleppte sich nach unten. Hier traf er die Frau des Hausvaters, die gerade ihre Küche säuerte. Es war acht Uhr, und die Arbeiter in den Docks waren bereits vor einer halben Stunde „angestellt“ worden. Er hatte zwar keine Aussicht mehr, bei den Tabaksdocks anzukommen; es war aber doch immerhin möglich, daß er vielleicht auf irgend einem Schiff Arbeit erhalten konnte. Er ging daher nach dem Bahnhof in der Fenchurch-Strasse und fuhr von dort nach Tidal Basin hinaus. Er war allein im Eisenbahnwagen und während der Fahrt dachte er über die Vorfälle der vergangenen Nacht nach, wo er gewesen und was mit ihm geschehen war.

Jos begab sich nach den Dock-Thoren. Da hier niemand anwesend war, ging er nach der nächsten Destille. Hier vertrieben sich ein paar Leute damit die Zeit, daß sie jetzt im Spiel einen halben Penny gewannen, um ihn gleich darauf wieder zurückzugeben. Jos trat an das Buffet und ließ sich einen Schnaps geben.

Er blieb eine Weile am Buffet stehen und betrachtete aufmerksam die mit den verschiedenfarbigen Flüssigkeiten gefüllten Flaschen. Zimmerwährend mußte er an sein steifes Knie denken und er wunderte sich, woher es denn so steif sein mochte. Während er noch darüber nachdachte, trat ein fremder Mann zu ihm.

„Dieses Dock ist doch der schändlichste Platz, auf dem ich jemals gewesen bin“, sagte der Fremde zu Jos. „Ich bin in der ganzen Welt herumgekommen und habe nichts Ähnliches gesehen. Jetzt haben sie mich hier weggejagt, weil ich ihnen beim Heben der verfluchten Fässer nicht schnell genug bin. Die Kerls, die hier arbeiten, haben ja jeden Kniff raus; sie zeigen einem aber nichts.“

„Hast Du vielleicht ein Zeugnis mit hierher gebracht?“ fragte Jos.

„Jawohl, von dem Obersten meines Regiments.“

„Ja, dann wirst Du hier nicht weit kommen. Die Leute hier haben nicht gern mit Zeugnissen zu thun. Gegen jemanden, der empfohlen wird, sind sie immer zurückhaltend und zeigen ihm nichts.“

„Warum denn?“



„Sie sind eifersüchtig. Der Inspektor giebt den empfohlenen Leuten die besten Plätze, daher machen es ihnen die anderen schwer, weiter zu kommen; sie zeigen ihnen eben nichts.“

## Verwildert.

Skizze, preisgekrönt von Slowopolskie.

Die Mutter brachte früh morgens um die letzten fünf Kreuzer Brot, zerschnitt es in fünf Teile: für den Mann, sich selbst und für die drei Kinder. Das letzte, drei Monate alt, lag noch an der Brust.

Der Vater war im Sommer etwas fränklich und hatte darum weniger verdient als andere Jahre. Und im Winter giebt es für einen Maurer nirgends Arbeit. Hier und da läßt jemand Holz spalten, aber dabei verdient man wenig. Die meisten Menschen heizen mit Kohlen.

Und so gelangten sie aus der Not ins Elend, in den Hunger.

Der März ist heuer so sonnig und warm und für sie doch schlimmer als der böse Winter — sie leiden stets Hunger. Im Winter hat die Mutter etwas durch Nähen, etwas durch Waschen verdient, aber im Februar begann sie zu husten und wurde so schwach, daß sie eine Kanne Wasser vom Brunnen fast eine Viertelstunde trug, nach einigen Schritten immer ausruhend. Und als sie nach Hause gekommen und das Wasser ausgegossen hatte, sank sie hin: die Hände fielen ihr herab, sie lehnte dann den Kopf an die Wand, und stürmisch atmend saß sie lange hier regungslos, bevor sie sich wieder erheben konnte.

Früher hatte ihr beim Wassertragen ihr Mann geholfen, aber jetzt geht er bald fort und kommt spät nach Hause, da er ganze Tage vergeblich nach Arbeit sucht.

Der zehnjährige Knabe war sonst immer bereitwillig bei der Hand, aber gestern that er, als ob er Mutter's Schwäche nicht bemerken würde, als ob er nicht sähe das Zittern ihrer Glieder; er duckte sich, damit sie ihn nicht zu Hilfe rufen könne. Es hatte sich seiner eine sonderbare Faulheit, Verdrossenheit und bis jetzt unbekannter Zorn bemächtigt.

Heute hatte er der Mutter alles Brot nehmen wollen und niemandem einen Bissen davon gegeben.

Er hat Hunger, großen Hunger; schon einige Tage, und heute ganz besonders.

Gestern früh hatte er um einen Kreuzer Brot bekommen und Wasser getrunken.

Milch oder Suppe hatte er schon lange nicht verkostet. Zu Mittag gab es nur Kartoffeln.

Lange konnte er nicht einschlafen; es zwickte ihn etwas im Magen, und er konnte sich nicht des Gedankens erwehren, der dreijährigen Schwester die Suppe zu nehmen, wenn sich die Mutter dem Fenster zuwendete.

Er würde sicher Prügel bekommen, aber was hat es zu sagen — wenn er nur satt wäre. Die Schwester ist klein, sie braucht weniger.

Er schämte sich ein wenig dieses Einfalls, aber kehrte immer dazu zurück, denn die Suppe duftete scharf.

Er hatte Milchgen gewiß lieb, sonst gab er ihr noch von seinem Kessel, und mitunter steckte er ihr Grütze oder ein Stück Speck zu.

Aber jetzt reute es ihn, daß er ihr die Suppe nicht genommen. Es beunruhigte ihn derart, daß er nicht einschlafen konnte. Er wälzte sich von einer Seite auf die andere, dabei seinen beiden Schwestern, die das aus einigen Brettern verfertigte Lager mit ihm teilten, Rippenstöße erteilend. Das Bett hatten die Eltern bereits im Sommer verkauft.

Morgens hätte er gern geschlafen, aber die Mutter jagte ihn in die Schule. Von der Schwelle sah er den Livoberg im rothigen Lichte glänzen. Es war schön wie im Märchen, aber der Knabe achtete nicht darauf. Was ist ihm der Berg, wenn er davon nichts abbekken kann.

Die Kameraden rufen ihm zu, verspotten ihn, daß er nicht mit ihnen Schritt halten könne. „Schnecke! Nachzügler!“ heißen sie ihn.

„Guten Morgen! Was kriechst Du denn so langsam?“ spricht ihn ein dicker Knabe an, der noch einen großen Kuchen in der Hand hielt.

Der Maurerssohn antwortet mit einem Schlage.

In der Schule saß er wie leblos.

„Was ist Dir denn, Veracki?“ fragte der Lehrer. „Komm' zur Tafel!“

„Zweihundertvierundfünfzigtausend.“ diktierte der Lehrer.

Der Knabe dachte: Zwei, nur zwei solche Stücke Kuchen, wie ihn der dicke Knabe gehabt, und ich hätte vorläufig genug . . .

Der Lehrer fuhr fort:

„Hundertdreißig . . . Was stehst Du wie ein Klotz? Hörst Du nicht?“

Der Knabe dachte: Oder auch nur so ein Stück Brot, wie ich gestern früh noch bekommen . . .

Ist das ein Hunger — und die Mutter sagte, daß sie weder Mittag- noch Abendessen habe . . .

„Veracki!“ schrie der Lehrer.

„Was?“ antwortete der Knabe.

„Unartiger, weißt Du nicht, daß Du sagen sollst: „Ich bitte, ich habe gehört, Herr Lehrer?““

Der Knabe zuckte zusammen, und sich nicht bewußt dessen, was er that, wirft er die Kreide zu Boden, daß sie in Stücke fliegt.

„Was soll das? Bist Du schon ganz verwildert? Du lernst immer schlechter, schlägst Deine Mitschüler und blickst drein, als ob Du Brand anlegen wolltest. Knie nieder! Und so gleich!“

Der Knabe kniete nieder und schaute gedankenlos, abgeimpft zum Fenster hinaus. Nach einer Weile sagte er sich, daß die Sonne schon scheine — daß es draußen schön sei. Wenn er herumlaufen könnte, würde vielleicht sein Kopfschmerz nachlassen, würde er vielleicht halbwegs den Hunger vergessen.

Ist das ein Hunger! Und er kann niemanden um ein Stück Stück Brot bitten — seine Eltern wohnen hier erst einige Monate. Ja, der Dinkel in Topolnice, der hat von allem voll auf, aber es ist so weit zu ihm — sehr weit.

Stumpfsinnig schaute er wieder zum Fenster hinaus, in die Natur, die Augen stets auf den Weg geheftet, der zum Walde einbog. Er bemerkte gar nicht, daß die Stunde zu Ende war, daß die Schüler zum Gebet sich erhoben. Er betete nicht mit. Geopant blickte er stets durchs Fenster.

„Unser tägliches Brot gib uns heute,“ beten die Knaben und der Lehrer.

„Ja, Brot! Brot gebt mir!“ schreit er auf. „Hört ihr! Brot! Ich habe Hunger, ach! das thut weh — Hunger!“ und fällt regungslos rücklings hin, mit dem Kopf wüthig an die Podiumsecke anstoßend. (Uebersetzt von R. S.)

## Aus Kunst und Wissenschaft.

**Richard Wagner als Revolutionär.** Der Gasthof zum Steiger im Plauenischen Grunde bei Dresden feiert in einigen Tagen sein hundertjähriges Bestehen. Aus diesem Anlaß ist eine kleine Festschrift erschienen, die auch eine noch weniger bekannte Reminiscenz an Richard Wagner enthält. Es heißt da unter anderem: „Es war am Morgen des 9. Mai 1849, als die Wirtin des Gasthauses entferntes Schicksal vernahm. Erichrecht trat sie vor die Hausthür und erblickte auf der Landstraße Scharen bewaffneter Insurgenten vorbeiziehen. Es waren die letzten, welche Dresden nach dem Mai-Aufstand verließen. Diesen Nachzügeln waren die Preußen hart auf den Fersen. Blüchli stand ein kleiner, im Gesicht und an den Händen vom Pulverdampf geschwärzter Mann vor der erschrockenen Wirtin, der, nachdem er ihr einen bedeutungsvollen Wink gegeben, hastig an ihr vorüber in das Innere des Hauses stürzte. Er trug das bekannte Kostüm der Freischärler, eine graue Kappe mit grünen Aufschlägen und einen kleinen Turnerkhut mit grauer Schür. „Um Gottes willen!“ rief er atemlos, „schnell Wasser zum Waschen, und packen Sie mir etwas Brot und Fleisch zusammen, aber so rasch wie möglich, denn jede Minute kann mir den Tod bringen.“ Die Wirtin erholte sich rasch von ihrem Schrecken, und nachdem sie das Verlangte bejorgt hatte, fragte der Insurgent: „Sie scheinen mich heute nicht zu kennen!“ Högernd erwiderte die Frau mit mißtrauischem Blick auf sein Aeußeres: „Ja, gesehen habe ich Sie wohl schon öfter — aber . . .“ — „Nun, jedenfalls habe ich noch so viel Kredit bei Ihnen, um das Frühstück später bei Ihnen bezahlen zu können, denn leider habe ich keinen Pfennig Geld bei mir. Ich möchte Sie sogar bitten, mir jemanden zu bejorgen, der mich tiefer durch den Wald nach Freiberg führt!“ Ohne langes Besinnen rief die Wirtin, nachdem sie dem Fremden noch eine Flasche Bier eingeschenkt hatte, ihren ältesten Sohn herbei, und von diesem geführt, verließ der „Insurgent“ dankend das Wirtshaus, um auf Waldwegen glücklich den Verfolgern zu entkommen. Vierzehn Jahre später, im Sommer des Jahres 1863, trat eines Nachmittags ein Herr in die Küche, als ob er mit den Räumlichkeiten seit Jahren vertraut wäre. Die Wirtin, die sich mittlerweile wieder verheiratet hatte, blickt erstaunt den kleinen, eleganten Herrn an, der freundlich lächelnd in der Thür stehen bleibt. „Guten Tag, Frau Wirtin, ich komme, um endlich meine Schulden zu bezahlen.“ Die Frau schüttelt ungläubig den Kopf, obwohl ihr das Gesicht und die Stimme des Fremden nicht unbekannt erschienen. „Nun, lange ist's freilich her, und kein Wunder, wenn Sie mich vergessen haben. Aber ich habe es nicht vergessen, welch großen Dienst Sie mir vor vierzehn Jahren am Morgen des 9. Mai geleistet haben.“ — „Jesus, der kleine, schwarzgebrannte Herr, der mir das Frühstück nicht bezahlen konnte!“ Lachend bezahle der Fremde seine Beche von damals in der Höhe von sechs Neugroschen und bemerkte zum Schluß: „So, nun bin ich diese Schuld, die mich so lange gedrückt hat, auch los; aber damit Sie auch wissen, wem Sie so

lange kreditiert haben, will ich mich Ihnen vorstellen als den durch den König amnestierten früheren sächsischen Hofkapellmeister Richard Wagner."

**Die Photographie im Dienst der Justiz.** Häufig bildet die Photographie einen Teil des Belastungsmaterials gegen den Angeklagten. Seltener dient sie zur Entlastung. Vor einigen Jahren wurde, wie der Amateur Photographier erzählt, in Rio de Janeiro ein englischer Kommiss des Mordes seines brasilianischen Kollegen beschuldigt. Die beiden hatten wenige Tage zuvor einen heftigen Streit gehabt, denselben aber beigelegt und sich später auf eine kleine Nacht zum Segeln begeben. Abends kehrte nur einer lebend zurück; die Leiche des andern befand sich an Bord. Der Engländer behauptete, daß der Tod infolge eines Unglücks eingetreten sei, indem sein Begleiter von der Höhe des Mastbaumes auf das Verdeck gefallen sei. Ein Ruder fehlte, und die ärztlichen Sachverständigen gaben ihr Gutachten dahin ab, daß der Tod infolge eines Schlagens auf den Kopf mit einem schweren Stock oder einem Ruder eingetreten sei. In Berücksichtigung des vorangegangenen Streites schien das Beweismaterial schwerbelastend zu sein. Ein Passagier auf einem Dampfer aber hatte ein Knipsbild des Härens gemacht und bei dem Entwickeln zeigte sich ein dunkler Fleck auf dem weißen Segel einer kleinen Yacht in der Nähe. Bei der Vergrößerung erwies sich derselbe als das Bild eines Menschenkörpers, im Fall aus dem Mast begriffen. Dieser sensationelle Beweis bewirkte auch die Freisprechung des Angeklagten.

**Ein „neues“ Totes Meer.** Der schwedische Reisende Sven Hedin meldet die Entdeckung eines großen Salzsees in Tibet, der heimatlich ebenso merkwürdig sein soll, wie das Tote Meer Palästinas. Er ist von enormer Ausdehnung, aber nicht sehr tief. Um den See zu besuchen, muß man erst einen Kilometer weit vom Ufer zu Fuß hineingehen, um das Fahrzeug zu erreichen, dann muß man es einen weiteren Kilometer ziehen und erreicht erst dann eine Tiefe, daß man darauf mit einem Gepäck fahren kann. Das Wasser scheint völlig mit Salz gesättigt zu sein, denn der Boden des Sees ist mit einer runderigen Salzkruste bedeckt, auf der es sehr beschwerlich zu gehen ist, um das Fahrzeug zu erreichen. Der Kahn selbst, die Ruder und Kleider des Reisenden bedeckten sich alsbald mit einer salzweißen Kruste und jeder niederfallende Tropfen hinterließ ein weißes Kügelchen, wie vom abfließenden Stearin der Kerzen. Natürlich sind die Ufer ebenso steril, wie die des Toten Meeres.

### Litteratur.

**Der Wahre Jakob** hat soeben die 17. Nummer seines achtzehnten Jahrgangs erscheinen lassen. Das farbige Titelbild, eine Szene in Kostümen und Milieu des Mittelalters, schildert einen bösen Traum des Agrarieryauptlings von Kardorff, den dieser hatte, als er von der Broteffbewegung gegen den Brotwucherer hörte. Das farbige Rückbild stellt in zwei Szenen aus dem Tierreiche den Ausmarsch der Verbündeten zur Befiegung des chinesischen Drachens und die Heimkehr der Sieger, letztere in recht drastischer Weise, dar. Auf einem weiteren Bild ist im „Pleitegeier“ das „böse Gewissen“ der Bankiers von heute verkörpert, während das Doppel-Vollbild „Das rasende Volk“, nach dem gegenwärtig in der Berliner Sezession ausgestellten Böcklinschen Gemälde „Der rasende Roland“, den schweren Kampf versinnbildlicht, welchen das Volk mit seinen Feinden zu führen hat. Die Nummer ist außerdem noch reich mit Bildern ausgestattet. Das politische Leitgedicht „Alldentscher Jubel und Aerger“ persifliert die bisherigen Schicksale der deutschen Weltpolitik; auch in den übrigen Textbeiträgen der zwölf Seiten starken Nummer ist die politische Satire noch reich vertreten, so daß wir unseren Lesern ihre Anschaffung nur empfehlen können. Der Preis der Nummer ist 10 Pfg.

Von der **Gleichheit**, Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen (Stuttgart, Dieck' Verlag) ist uns soeben die Nr. 17 des 11. Jahrgangs zugegangen. Aus dem Inhalt dieser Nummer heben wir hervor: Für Brot, Bildung und Freiheit! — Arbeiterinnen, organisiert Euch! — Frauenarbeit in Bremen. Von a. br. Rückbild auf den Ausstand in Cunewalde. Von W. Köhler. — Aus der Bewegung. — Feuilleton: Krisis. Ein Sonnenstrahl. Gedichte von E. Brezang. — Notizenteil: Arbeiterinnenstreik. — Frauenstimmrecht. — Frauenbewegung. — Weibliche Fabrikintpektoren.

Die „Gleichheit“ erscheint alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pfg., durch die Post bezogen (eingetragen in der Reichspost-Zeitungsliste für 1901 unter Nr. 2978) beträgt der Abonnementspreis vierteljährlich ohne Bestellgeld 55 Pfg., unter Kreuzband 85 Pfg.

## Krise.

Von Ernst Brezang.

Hört ihr den Hungerjchrei? . . . Von Ort zu Ort  
Wälzt sich sein Echo tausendfältig fort  
Wie einer Woge ungehemmter Lauf.  
Hörcht! Immer neue Stimmen wachen auf!  
Und lauter brechen sie und stark hervor  
Und schwellen an zu einem Riesenchor.  
Brach in das Land die unbewachte Flut  
Und löschet der Essen rote Feuersglut?  
Die Flamme, die zum Schlot hinausgewinkt,  
Zuckt einmal noch empor und stirbt und sinkt.  
Die Räder steh'n, es schweigt der Hämmer Klang  
Und Ruhe breitet sich umher, lautlos und bang.

Weit öffnet sich das breite Eisenthor,  
Und eine Frage läuft von Ohr zu Ohr,  
Und eine Frage liegt in jedem Blick:  
Wann kehren wir zum Schaffen wohl zurück?  
Und morgen — morgen! — weißt du, was der Tag  
Und was der folgende uns bringen mag? . . .  
Und immer neue Feuer löschen aus  
Und immer neue Scharen geh'n nach Haus.  
Verzehrt ist bald die letzte Rinde Brot;  
Der Mangel saß am Tisch, nun kommt die Not,  
Und der du Werte über Werte schuffst:  
Es kommt der Tag, da du um Hilfe ruffst!

Erst trieb ein fremder Wille dich zur Haft,  
Derjelbe, der dich nun verdammt zur Raft.  
Es spannte Deine Sehnen jeder Tag  
Und forderte von dir: Ertrag! Ertrag!  
Nun aber, da du häufstest Schatz auf Schatz:  
Wo an dem Tisch des Lebens ist dein Platz?  
Mit düstern Mienen streichst du wohl umher,  
Leer ist die Tafel und der Schrank ist leer  
Und deines Leibes Not ist ungefüllt,  
Doch alle Läger sind zum Rand gefüllt!  
Dein Geist, der jene Fruchtbarkeit gebot,  
Zerquält sich nun um einen Bißchen Brot! . . .

Wer mag noch richten, wenn ein Armer fällt?  
Zur Hölle wurde Tausenden die Welt!  
Wer jammert noch, wenn die Verzweiflung dann  
Ihr Futter nur auf finst'rem Weg gewann?  
Wer ist's, der die Moral zu Fall gebracht,  
Wenn das Verbrechen wahrnehmbar erwacht?  
Die auf den Höhen ihr durchs Leben geht  
Und nur das Licht und nicht die Schatten fehlt,  
Die ihr da klagt, daß alle Welt entzweit:  
Hört auf die Stimmen dieser dunk'len Zeit!  
Sind's Menschen oder nicht? Hier nehmt Partei!  
Es fragt das Volk! . . . Hört ihr den Hungers-  
schrei?

